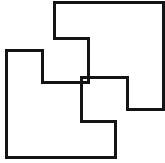


Forschungsverbund „Wohnungslosigkeit und Hilfen in Wohnungsnotfällen“



Gesellschaft für Sozialwissenschaftliche Frauenforschung e.V



"Zielgruppen- und Bedarfsforschung für eine integrative Wohnungs- und Sozialpolitik"

Zwischenbericht

**Dr. Uta Enders-Drägässer - Dr. Jörg Fichtner
Dr. Brigitte Sellach**

Frankfurt am Main, März 2004

Inhaltsverzeichnis

| | | |
|-----|---|----|
| 1. | Einführung | 2 |
| 1.1 | Ausgangs- und Problemlage | 2 |
| 1.2 | Definition und Typologie von Wohnungsnotfällen im Forschungsverbund | 8 |
| 1.3 | Der "Gender-Ansatz" in der Studie | 10 |
| 2. | Perspektiven einer frauenspezifischen Wohnungslosenforschung | 12 |
| 2.1 | Empirische Befunde | 12 |
| 2.2 | Wohnungslosenforschung mit Blick auf Frauen als Wohnungslose | 16 |
| 2.3 | Frauenforschung mit Blick auf Wohnungslosigkeit | 22 |
| 2.4 | Armutsrisiken und Armut von Frauen | 23 |
| 2.5 | Die Armut von Frauen im 1. Armuts- und Reichtumsbericht der Bundesregierung | 33 |
| 2.6 | Gewalt gegen Frauen | 36 |
| 2.7 | Die Frau als Wohnungslose | 37 |
| 3. | Perspektiven einer männerspezifischen Wohnungslosenforschung | 39 |
| 3.1 | Wohnungslosenforschung mit Blick auf Männer als Wohnungslose | 40 |
| 3.2 | Männerforschung mit Blick auf Wohnungslosigkeit | 47 |
| 3.3 | Dimensionen von Männlichkeit und Wohnungslosigkeit | 49 |
| 3.4 | Der Mann als Wohnungsloser, der Wohnungslose als Mann | 66 |
| 4. | Der "Lebenslagen-Ansatz" als theoretisches Leitkonzept | 69 |
| 5. | Methoden | 75 |
| 5.1 | Genderforschung und qualitative Methodik | 76 |
| 5.2 | Zur Methodik im Forschungsprojekt | 80 |
| 6. | Literatur | 87 |

1. Einführung

1.1 Ausgangs- und Problemlage

Die Teiluntersuchung "Wohnungsnotfälle und Wohnungslose: Zielgruppen- und Bedarfsforschung für eine integrative Wohnungs- und Sozialpolitik" ist integraler Bestandteil des Forschungsverbundes "Wohnungslosigkeit und Hilfen in Wohnungsnotfällen". Zu diesem Forschungsverbund gehören neben der Gesellschaft für Sozialwissenschaftliche Frauenforschung e.V. (GSF e.V.) das Institut Wohnen und Umwelt GmbH (IWU) und die Gesellschaft für innovative Sozialforschung und Sozialplanung e.V. (GISS e.V.) sowie ein Institut übergreifend institutionalisierter interdisziplinärer Informations- und Erfahrungstransfer in Zusammenarbeit mit der Bundesarbeitsgemeinschaft Wohnungslosenhilfe.

Im Mittelpunkt der Teiluntersuchung der GSF e.V. stehen Familien und Einzelpersonen in Wohnungsnotfallsituationen. Ihre besonderen Lebensverhältnisse und ihr Wohnungs- und Hilfebedarf werden mit Methoden der qualitativen empirischen Sozialforschung im theoretischen Konzept des "Lebenslagen-Ansatzes" der Sozialpolitikforschung beschrieben und auf ihre Ursachen hin untersucht, um Grundlagenwissen für eine integrative Wohnungs- und Sozialpolitik zu gewinnen.

Wohnungslosigkeit und Wohnungsnotstand als "Ausdruck von Armut" bzw. "sozialer Ausgrenzung" (Specht-Kittler 1997) der davon betroffenen allein stehenden Frauen und Männer, Paare und Familien unterschiedlichen Alters, ethnischer und regionaler Herkunft gehen einher mit extremen Ressourcendefiziten und Handlungseinschränkungen. Die "besonderen" Lebensverhältnisse der verschiedenen Gruppen der Betroffenen (die aktuell von Wohnungslosigkeit betroffenen Personen, die unmittelbar von Wohnungslosigkeit bedrohten Personen, Personen in inakzeptablen/unzumutbaren Wohnverhältnissen, Personen mit Aussiedlerstatus oder in Aussiedlerunterkünften und Asylbewerber/innen) sind in der Regel mit "sozialen Schwierigkeiten" verbunden, die die Betroffenen in der Regel nicht aus eigener Kraft überwinden können.

In der Praxis der Hilfen in Wohnungsnotfällen und in den noch lückenhaften wissenschaftlichen Erklärungsansätzen gelten bisher entweder persönliche Defizite oder soziale Unangepasstheit, z.B. unwirtschaftliches Verhalten, psychische Erkrankung oder Alkoholabhängigkeit als Ursachen für den Wohnungsnotfall (Defizitparadigma), oder sozialstrukturell vermittelte Faktoren wie Mietschulden, Erwerbslosigkeit oder Probleme im Hilfesystem bzw. auf dem Wohnungsmarkt (Armutsparadigma). Die Erweiterung des Defizitparadigmas in medizinisch angelegten Untersuchungen, die weitgehend an der Alkoholabhängigkeit von wohnungslosen Männern ansetzt und sie vorrangig psychiatrisch bewertet (vgl. Fichter u.a. 1998/2000), scheint die Erklärungsunsicherheit in der Praxis eher noch zu verstärken. Die Kontroversen in der Theorie- und Fachdiskussion sind jedoch nicht nur zwischen Defizitparadigma und Armutsparadigma auszumachen, sondern die Diskussion ist darüber hinaus bisher auch weitgehend auf nur eine Teilgruppe fokussiert und darüber hinaus geschlechtsneutral angelegt.

Von der in der Hilfepraxis, vor allem auf Grund der gesetzlichen Vorgaben des Bundessozialhilfegesetzes (BSHG) bzw. dessen organisatorischer Umsetzung, übliche Differenzierung nach zwei Gruppen, den allein stehenden Frauen und Männern im Woh-

nungsnotfall, den "Wohnungslosen" einerseits, und den wohnungslosen oder von Wohnungslosigkeit bedrohten vollständigen bzw. Eineltern-Familien und Paaren, den "Obdachlosen" andererseits, ist die Theorie- und Fachdiskussion zu "Wohnungslosigkeit" und "Wohnungsnotfallhilfe" weitgehend geprägt. So ist zum einen die organisatorische Gliederung der Wohnungsnotfallhilfe in die beiden Bereiche "Obdachlosenhilfe" und "Wohnungslosenhilfe" mit einem je spezifischen Aufgabenverständnis und Handlungslogik noch weit verbreitet. Insbesondere in der Sozialforschung wird - wenn überhaupt - eher den Lebensverhältnisse der allein stehenden Wohnungslosen bzw. den Ursachen und Gründe für ihre Wohnungslosigkeit nachgegangen, während die wissenschaftliche Bearbeitung der Problematik von Obdachlosigkeit seit etwa Mitte der 80er Jahren gänzlich aufgegeben, bzw. in andere Forschungsthemen z.B. als Armutspänomen integriert wurde. Auch in Bezug auf ihre Vertretung durch gesellschaftliche Lobbygruppen kann von der Trennung zwischen den beiden Gruppen ausgegangen werden. So haben sich verschiedene Organisationen und Vereine im Bereich der der Obdachlosenhilfe und der Sozialen Brennpunktarbeit über viele Jahrzehnte erst in den Obdachlosensiedlungen selbst und später bei ihrer Auflösung engagiert. Sie haben sich erst im Jahr 2001 zu einem Bundesnetzwerk Gemeinwesenarbeit und Soziale Stadtentwicklung zusammengeschlossen, damit aber zugleich einen Perspektivenwechsel von der Obdachlosenarbeit hin zur Stadtteilentwicklung vollzogen. Ihre Aktivitäten sind jedoch nicht mehr nur allein auf die Bewohnerinnen und Bewohner gerichtet, sondern auf den Stadtteil insgesamt, indem z.B. Infrastrukturmaßnahmen, die Förderung der lokalen Ökonomie oder die Förderung von Qualifizierung und Beschäftigung einbezogen werden. Die Bundesarbeitsgemeinschaft der Wohnungslosenhilfe e.V. (BAG-W), zu der sich kommunale und freie Träger der Wohnungslosenhilfe zusammengeschlossen haben, agiert dagegen seit Jahrzehnten als Lobby für die Wohnungslosen und tritt auch öffentlichkeitswirksam für die Verbesserung der Hilfen in diesem Bereich der Wohnungsnotfallhilfe ein (vgl. BAG-W 2001).

Der Haushaltsansatz in der sozialwissenschaftlichen Armutsforschung, in der Wohnungspolitik und in den wenigen Statistiken zur Erfassung von Wohnungslosigkeit und Obdachlosigkeit (vgl. Landesamt für Datenverarbeitung und Statistik NRW 2001) trägt dazu bei, dass die Ursachen der Wohnungsnotfallproblematik und der Bedarf an Hilfen weitgehend geschlechtsneutral und zielgruppenunspezifisch diskutiert werden. Dabei dient in der Regel der Haushalt, dem Einzelpersonen oder Familien angehören, als Grundeinheit zur Erfassung von Wohnungslosigkeit bzw. einer Wohnungsnotfallproblematik. In dem theoretischen Konstrukt "Haushalt" bleiben jedoch die zum Haushalt gehörenden Personen mit ihren auch gesellschaftlich vermittelten Unterschieden unerkennbar, z.B. die Unterschiede zwischen Männern und Frauen bei der Einkommensgewinnung (in der Regel) durch Erwerbsarbeit oder der unmittelbaren Versorgung, Pflege und Erziehung von Haushaltsangehörigen. Mit der Kategorie "Haushalt" wird zwar der soziale Zusammenhang der Haushaltsangehörigen abgebildet, die geschlechts- und generationenspezifisch unterschiedlichen Anforderungen und Erwartungen an die Personen und die in Bezug auf einen Wohnungsnotfall jeweils spezifischen Risiken aber zum Verschwinden gebracht. Auf dieser Basis können weder geschlechtsspezifische noch generations- oder migrationspezifische Faktoren in Bezug auf den Wohnungsnotfall bzw. die Wohnungslosigkeit aufgedeckt werden. Darüber hinaus bleiben die unterschiedlichen gesellschaftlichen Erwartungen und Zuschreibun-

gen an Frauen und Männer in Bezug auf Erwerbsarbeit sowie Familienarbeit und die Betreuung von Kindern unberücksichtigt (vgl. Sellach 2000).

Vor diesem Hintergrund sind die Zusammenhänge zwischen Geschlecht, Alter, Ethnie, Lebensform, sozioökonomischer Zugehörigkeit, Religion, Armut und Gesundheitsstatus in Bezug auf den Wohnungsnotfall noch kaum systematisch untersucht worden. Insbesondere die unterschiedliche Gestaltung von familiären Lebensverhältnissen, Sozialstruktur, Wohnungs- und Gemeinwesen in West- und Ostdeutschland vor und nach der Wende wurden in Bezug auf Wohnungslosigkeit und Wohnungsnotfall bisher kaum systematisch analysiert.

Mit der Untersuchung "Zielgruppen- und Bedarfsforschung für eine integrative Wohnungs- und Sozialpolitik" knüpft die Gesellschaft für Sozialwissenschaftliche Frauenforschung e.V. (GSF e.V.) einerseits unmittelbar an die Begleitforschung der beiden Modellprojekte der Bundesregierung für allein stehende wohnungslose Frauen an (vgl. Enders-Dragässer/Sellach 2000; Enders-Dragässer/Roscher 2002). Dabei wird andererseits die bisher in der sozialwissenschaftlichen Frauenforschung verankerte Perspektive, von der her Frauen im Zentrum der Forschung standen, in der Untersuchung "Zielgruppen- und Bedarfsforschung" systematisch erweitert um den wissenschaftlichen Blick auch auf wohnungslose Männer bzw. Männer mit Wohnungsnotfallproblematik als eigene Zielgruppe mit einem spezifischen Bedarf. Mit Geschlecht als Querschnittskategorie in der Forschung können für Frauen wie für Männer die Beziehungen zwischen Armut, Wohnungslosigkeit und weiteren bedarfsrelevanten Faktoren wie Behinderung, gesundheitlicher Beeinträchtigung, kultureller, ethnischer aber auch regionaler Herkunft oder Alter differenzierter als bisher untersucht werden. Damit rückt gleichzeitig die Analyse der Auswirkungen von Gewalt geprägten Lebensverhältnissen auf die soziale Stabilität und Absicherung der Wohnsituation, die für Frauen von erheblicher Bedeutung sind, auch für Männer und Kinder in den Blick der Forschung.

Erste Studien mit einem geschlechtsdifferenzierten Ansatz sind zur Situation von wohnungslosen Frauen in der Frauenforschung erarbeitet worden (vgl. Enders-Dragässer/Sellach 2000). Auch in der Praxis der sozialen Dienste werden Angebote für Frauen zunehmend an ihren geschlechtsspezifischen Lebensverhältnissen orientiert. Das sind zum einen Angebote für wohnungslose bzw. von Wohnungslosigkeit bedrohte Frauen in Notunterkünften und sozialen Brennpunkten, die - frauen-, familien- und kinderorientiert – seit langem entwickelt werden und dokumentiert sind, zum anderen spezifische, am Bedarf von allein stehenden wohnungslosen Frauen orientierte Angebote, die seit Mitte der 80er Jahre systematischer erprobt und umgesetzt werden.

Durch die theoretische und methodische Einführung der Kategorie "Geschlecht" in Praxis und Forschung lassen sich individuelle und strukturelle Ursachen von Wohnungslosigkeit, Armut, Gewalt und sozialer Ausgrenzung verknüpfen. Dies ermöglicht eine Differenzierung von unterschiedlichen Zielgruppen wie z.B. allein stehende, junge, ältere, Männer und Frauen, männliche und weibliche Jugendliche, Personen ausländischer Herkunft und Familien in Wohnungsnot, und trägt ebenfalls zur differenzierten Analyse von Lebensverhältnissen im städtischen oder ländlichen Raum bei. Versorgungsdefizite und Hilfebedarfe lassen sich in zielgruppenspezifischer Weise abbilden.

Der Kategorie "Geschlecht" wird in Praxis und Forschung insofern eine zentrale Bedeutung zugemessen, als gesellschaftliche Chancen und Risiken, Privilegien und Be-

nachteiligungen geschlechtsspezifisch ungleich verteilt sind. Faktoren wie Alter, Lebensform, Herkunft u.a. erhalten in der Verknüpfung mit der Geschlechterperspektive ihre volle Erklärungskraft. In diesem Kontext werden männliche und weibliche Identität und gesellschaftliche Erwartungen an Männer und Frauen von drei grundlegenden Strukturelementen bestimmt:

- der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung, nach der Frauen die Verantwortung für die Haus- und Familienarbeit tragen, während Männer das Familieneinkommen erwirtschaften. In der modernen Variante dieses Modells, der "Versorgerehe", sind Frauen ebenfalls erwerbstätig, richten ihre außerhäusliche Beschäftigung aber an den Erfordernissen der Familienversorgung aus, unabhängig von den wirtschaftlichen Nachteilen, die an eine Teilzeitbeschäftigung geknüpft sind. Während daher häufig Männer wie Frauen gemeinsam das Familieneinkommen erarbeiten, ist die Verantwortung für die Haus- und Familienarbeit in der gesellschaftlichen Wahrnehmung und - gemessen an den realen Arbeitsstunden - fast ungebrochen bei den Frauen verblieben, wie auch die Daten der Zeitbudgeterhebung 2001/02 zeigen (Stat. Bundesamt: Wo bleibt die Zeit? 2003).
- die Dominanz des Männlichen in allen Bereichen des gesellschaftlichen Lebens. Im Konzept der hegemonialen Männlichkeit wird zum einen die gesellschaftliche Dominanz von Männern über Frauen beschrieben, zum anderen aber auch die Machtbeziehungen zwischen Männern im Sinne einer Hierarchie innerhalb der dominanten Geschlechtergruppe.
- die potenzielle Bedrohung von Frauen und Männern durch männliche Gewalt im privaten und öffentlichen Raum, bzw. die strukturelle Gewalt im Geschlechterverhältnis.

Auch die Erfahrungen von Armut, Gewalt und gesellschaftlicher Ausgrenzung in Bezug auf Wohnen und Familie sind verbunden mit den geschlechtsspezifisch unterschiedlichen gesellschaftlichen Erwartungen an die Übernahme von sozialer Verantwortung und Erwerbs- und Familienarbeit. Sie werden von Männern und Frauen verschieden erlebt und machen eine Differenzierung der Hilfen und der Wohnungsversorgung notwendig, wenn diese bedarfsgerecht sein sollen. Das verdeutlicht - bisher nur für Frauen - die erfolgreiche Entwicklung geschlechtsspezifischer Hilfeangebote (vgl. Enders-Dräger/Sellach 2000; Enders-Dräger/Roscher 2002).

Durch den Verzicht auf die Kategorie Geschlecht in der Analyse der Ursachen und Erscheinungsformen einer Wohnungsnotfallproblematik bleiben inhaltlich wie methodisch wichtige Präzisions- und Differenzierungsmöglichkeiten sowohl für die Theorieentwicklung allgemein als auch für die Gewinnung empirischer Daten z. B. auch zur Situation von wohnungslosen Männern bzw. Vätern ungenutzt. Bisher gibt es nur wenige ausdrücklich geschlechtsdifferenziert angelegte Arbeiten und Texte zu Wohnungsnotfallproblematik von Männern (vgl. Albrecht u.a. 1990; Friebel 1995; Lutz 1987; Specht 1988) oder zur Situation von Vätern in wohnungslosen Familien. Ebenso sind bisher nur wenige Arbeiten vorgelegt worden, in denen Migrantinnen oder Migranten oder Wohnungslosigkeit im Alter berücksichtigt sind. Wohnungslose Jungen und Mädchen sind in Praxis und Forschung bisher fast ausschließlich geschlechtsneutral als "Straßenkinder" wahrgenommen worden.

Mit der Einführung von Gender Mainstreaming in die Untersuchung wird dieses grundsätzliche methodische Defizit der geschlechtsneutralen Forschung angegangen. Mit Gender Mainstreaming wird die Präzisierung in der Forschung im Hinblick auf die systematische Beachtung der Lebenswirklichkeiten von Männern und Frauen bei der Planung, Durchführung und Auswertung von Untersuchungen und Studien bezeichnet. Gender Mainstreaming in der Forschung beinhaltet daher, Forschungsfragen und Forschungsaufgaben grundsätzlich geschlechtsdifferent anzugehen, indem Erkenntnisinteressen, Fragestellungen, und Daten in einem geschlechterspezifischen Kontext erhoben und analysiert werden. Mit der Strategie des Gender Mainstreaming werden jedoch nicht nur Benachteiligungsphänomene aufgrund der Geschlechtszugehörigkeit ermittelt, sondern sie verhilft auch zu einer größeren Genauigkeit in der Forschung. Denn wenn von Gender ausgegangen wird, bedeutet das nicht, Geschlechterstereotype von Männern und Frauen zu reproduzieren, sondern die Unterschiedlichkeit und Vielfalt von Männern und Frauen zu erkennen, so dass z.B. auch Altersunterschiede, Unterschiede nach Herkunft, Bildung oder Lebensweisen zwischen Frauen und Männern, zwischen Männern und zwischen Frauen deutlich werden.

Gleichstellungsorientierung im Sinne von Gender Mainstreaming im Bereich der Forschung bedeutet, geschlechtsspezifische Verzerrungseffekte (Gender Bias) zu bearbeiten und die Differenzierung nach Geschlecht durchgängig in der Sprache zu berücksichtigen. Dadurch wird es möglich, Fragen der Benachteiligung, die die Problematik des Wohnungsnotfalls bzw. der Wohnungslosigkeit als Armutsproblematik durchziehen, präziser und der Lebenssituation von Frauen und Männern angemessener zu erfassen. Als zentrale analytische Kategorie in der Umsetzung von Gender Mainstreaming in der Forschung gilt "Gender Bias". Als "Bias" werden systematische Verzerrungseffekte bezeichnet, die Wissen und Wahrnehmung beeinträchtigen und benachteiligende Wirkungen haben. Die Verzerrungseffekte gehen auf Voreingenommenheiten, Vorurteile, Stereotypen, fehlerhafte und vorschnelle Werturteile usw. zurück und prägen individuelle und soziale Wahrnehmungsmuster. Wahrnehmungen werden dann als Gewissheiten zum Ausdruck gebracht und - im Falle der Wahrnehmungen von Geschlechterdifferenz - oft biologisch "begründet". Viele Geschlechterstereotype finden aber auch unbewusst Anwendung. Benachteiligende Verzerrungseffekte können sich zudem auf vielerlei beziehen: auf das Geschlecht, auf die Ethnie, soziale Herkunft, Alter, Behinderung oder sexuelle Orientierung.

Die benachteiligenden Verzerrungseffekte sind bezogen auf die Geschlechter, die Beziehungen zwischen den Geschlechtern, die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung, die Lebensverhältnisse von Frauen und Männern oder die Bilder von Weiblichkeit und Männlichkeit

Als Ursachen geschlechterspezifischer Verzerrungseffekte gelten drei, oft implizite Annahmen (Eichler/Fuchs/Maschewski-Schneider 2002):

- die Annahme der Unterschiedlichkeit von Frauen und Männern dort, wo (möglicherweise) keine besteht;
- die Annahme der Gleichheit von Frauen und Männern dort, wo Gleichheit nicht vorhanden ist;
- die unterschiedliche (Be-)Wertung von Faktoren, die bei beiden Geschlechtern auftreten.

Diese Annahmen äußern sich im Wesentlichen in sieben Ausprägungen und produzieren ungewollte geschlechterbezogene Benachteiligungen:

- Androzentrismus: Perspektive, die auf Männer zutrifft, aber verallgemeinert wird und für die dann auch bei Frauen Geltung beansprucht wird. Der Begriff „Normalerwerbsbiografie“ ist ein Beispiel für eine solche Verallgemeinerung.
- Geschlechterblindheit (oft bezeichnet als Geschlechterneutralität): Geschlecht wird als Kategorie von grundlegender Bedeutung systematisch ignoriert. Unterschiede zwischen Frauen und Männern gelten als bedeutungslos oder werden nicht beachtet. Z.B. bleibt bei der Berechnung des Durchschnittseinkommens aller sozialversicherungspflichtig Beschäftigten der strukturell vermittelte Einkommensunterschied zwischen Männern und Frauen unberücksichtigt, wenn für beide Geschlechter gemeinsam ermittelt wird.
- Geschlechterdichotomie: die Geschlechter werden grundsätzlich komplementär wahrgenommen. Angenommene Unterschiedlichkeiten werden betont bzw. überspitzt.
- Familialismus: Haushalt, Familie, Eltern werden als kleinste Adressateneinheit behandelt. Dabei wird nicht danach gefragt, inwieweit Frauen und Männer in unterschiedlicher Weise innerhalb dieser Einheiten betroffen sind. Zum Beispiel sind "Eltern“ Väter und Mütter, deren individuelle Situation und Aufgaben bei Erziehung und Vereinbarkeit; bei unentgeltlicher Familienarbeit, bei der Verfügungsgewalt über Einkommen, wirtschaftlicher Unabhängigkeit, usw. unterschiedlich ist.
- Übergeneralisierung: Daten, Sachverhalte, die nur für ein Geschlecht zutreffen, werden undifferenziert auf beide Geschlechter übertragen. Die neuen Erkenntnisse über geschlechtsspezifische Verläufe von Herzinfarkten weisen beispielhaft auf, wie fatal sich unbeabsichtigte Übergeneralisierungen auswirken können.
- Doppelstandard: Identische Verhaltensweisen, Eigenschaften, soziale Situationen werden nach Geschlecht unterschiedlich bewertet. Offensichtliche Beispiele wären Emotionalität, Körperkraft, ausgeprägte Karriereorientierung, Übernahme von Familienpflichten. Hierbei spielt auch die implizite Zuschreibung einer höheren Wertigkeit des Männlichen gegenüber dem Weiblichen eine Rolle.
- Geschlechterstereotype: geschlechterspezifische Unterschiede werden als wesensmäßige Charaktereigenschaften begriffen. So werden geschlechtertypische Tendenzen in der Berufswahl durch den Verweis auf das Geschlecht erklärt, wobei jedoch geschlechtsspezifische Zuschreibungen, Normen und Wertvorstellungen von Bedeutung sind.

Diese benachteiligenden Verzerrungseffekte sind in den Prozessen der Wissensgewinnung zu erkennen und zu bearbeiten.

Der geschlechtssensible Forschungsansatz kann als eines der Elemente der Integration im Forschungsverbund gelten, insofern die Verbundpartner alle Teilschritte ihrer Untersuchungen - entsprechend den wissenschaftlichen Standards - ebenfalls geschlechtsdifferenziert anlegen. Denn in der Praxis der Wohnungsnotfallhilfe geht es auch um den Abbau von an das Geschlecht gebundenen Benachteiligungen und Diskriminierungen bei der Wahrnehmung und im Verständnis der Notlagen, in den Ange-

boten der Hilfeinrichtungen und bei der Wohnungsversorgung von Männern und Frauen. Diese Zielsetzung ist integriert in das Gesamtziel des Forschungsverbundes "Wohnungslosigkeit und Hilfen in Wohnungsnotfällen". Die gleichstellungsorientierte Perspektive auch im Forschungsprozess ist dafür eine der Voraussetzungen.

1.2 Definition und Typologie von Wohnungsnotfällen im Forschungsverbund¹

Der Forschungsverbund hat auf der Grundlage der Definition des Deutschen Städtetages (1987) Wohnungsnotfälle definiert. Danach sind Wohnungsnotfälle Haushalte und Personen mit einem Wohnungsbedarf von hoher Dringlichkeit, die aufgrund von besonderen Zugangsproblemen (finanzieller und nicht-finanzieller Art) zum Wohnungsmarkt der besonderen institutionellen Unterstützung zur Erlangung und zum Erhalt von angemessenem Wohnraum bedürfen.

Um dabei die unterschiedlichen Situationen und Bedürfnisse von Frauen und Männern berücksichtigen und eine geschlechtssensible Perspektive in Analysen und Schlussfolgerungen integrieren zu können, werden die Wohnungsprobleme der betroffenen Personen und Lebensgemeinschaften (Haushalte) – wissenschaftlichen Standards entsprechend - geschlechterdifferent geprüft (Gender Mainstreaming).

Zu den Wohnungsnotfällen zählen Haushalte und Personen, die

- 1 aktuell von Wohnungslosigkeit betroffen sind, darunter
 - 1.1 ohne mietrechtlich² abgesicherte Wohnung und nicht institutionell untergebracht, darunter
 - 1.1.1 ohne jegliche Unterkunft
 - 1.1.2 in Behelfsunterkünften (wie Baracken, Wohnwagen, Gartenlauben etc.)³
 - 1.1.3 vorübergehend bei Freunden, Bekannten und Verwandten untergekommen
 - 1.1.4 vorübergehend auf eigene Kosten in gewerbsmäßiger Behelfsunterkunft lebend (z. B. in Hotels oder Pensionen)
 - 1.2 ohne mietrechtlich abgesicherte Wohnung, aber institutionell untergebracht, darunter

¹ Die Definition erfolgt in enger Anlehnung an die Begriffsbestimmungen durch das Statistische Bundesamt (vgl. König; Christian/Statistisches Bundesamt (Hrsg.): Machbarkeitsstudie zur statistischen Erfassung von Wohnungslosigkeit. Wiesbaden 1998

² Nicht als mietrechtlich abgesichertes Wohnverhältnis gelten Unterbringungsformen, die im Mietrecht ausdrücklich vom Mieterschutz ausgenommen werden (§549 Abs. 2 BGB), wie beispielsweise Hotelunterbringungen („zum vorübergehenden Gebrauch“) und Unterbringungen in Wohnraum, der von juristischen Personen des öffentlichen Rechts oder anerkannten privaten Trägern der Wohlfahrtspflege angemietet wurde, um ihn (ohne Mieterschutz) Personen mit dringendem Wohnungsbedarf zu überlassen. Die solchermaßen Untergebrachten bleiben bis zur Absicherung eines Mietverhältnisses mit Mieterschutz aktuell von Wohnungslosigkeit betroffen.

³ Abgrenzungskriterium zur Wohnung stellt nach der Definition der amtlichen Statistik (Sozialhilfestatistik, GWZ) das Fehlen von Küche bzw. Kochnische dar. Unterkünfte werden als „sonstige Wohneinheiten“ erhoben.

- 1.2.1 per Verfügung, (Wieder-)Einweisung oder sonstiger Maßnahme der Obdachlosenaufsicht untergebracht (ordnungsrechtlich untergebrachte Wohnungsnotfälle)⁴
- 1.2.2 mit Kostenübernahme nach §11f. oder §72 BSHG vorübergehend in Behelfs- bzw. Notunterkünften oder sozialen Einrichtungen untergebracht (sozialhilferechtlich untergebrachte Wohnungsnotfälle)
- 1.2.3 mangels Wohnung in sozialen oder therapeutischen Einrichtungen länger als notwendig untergebracht (Zeitpunkt der Entlassung unbestimmt), bzw. die Entlassung aus einer sozialen oder therapeutischen Einrichtung oder aus dem Strafvollzug steht unmittelbar bevor (innerhalb eines Zeitraums von 4 Wochen) und es ist keine Wohnung verfügbar⁵
- 2 unmittelbar von Wohnungslosigkeit bedroht sind, weil
 - 2.1 der Verlust der derzeitigen Wohnung unmittelbar bevor steht wegen Kündigung des Vermieters, einer Räumungsklage (auch mit nicht vollstrecktem Räumungstitel) oder einer Zwangsräumung
 - 2.2 der Verlust derzeitiger Wohnung aus sonstigen zwingenden Gründen unmittelbar bevor steht (z. B. aufgrund von eskalierten sozialen Konflikten, Gewalt geprägten Lebensumständen oder wegen Abbruch des Hauses)
- 3 in unzumutbaren Wohnverhältnissen leben, darunter
 - 3.1 in Schlicht- und anderen Substandardwohnungen, in die Wohnungsnotfälle zur Vermeidung von Obdachlosigkeit mit regulärem Mietvertrag untergebracht wurden⁶
 - 3.2 in sonstigen unzumutbaren Wohnverhältnissen, darunter
 - 3.2.1 in außergewöhnlich beengtem (überbelegtem) Wohnraum⁷
 - 3.2.2 in Wohnungen mit völlig unzureichender Ausstattung
 - 3.2.3 in baulich unzumutbaren bzw. gesundheitsgefährdenden Wohnungen
 - 3.2.4 mit Niedrigeinkommen und überhöhter Mietbelastung
 - 3.2.5 aufgrund von gesundheitlichen und sozialen Notlagen
 - 3.2.6 in konfliktbeladenen und Gewalt geprägten Lebensumständen

Definitorisch eigentlich der 1. Gruppe zuzuordnen (weil aktuell von Wohnungslosigkeit betroffene Wohnungsnotfälle), aufgrund ihrer besonderen Herkunfts- und Lebenssitua-

⁴ Ordnungsrechtliche Unterbringung kann erfolgen in kommunalen Obdachlosenunterkünften, anderen Notunterkünften, zweckbestimmten Normalwohnungen oder per Wiedereinweisung in die bisher bewohnte Wohnung.

⁵ Dazu zählen auch Personen, für deren institutionelle Unterbringung Wohnungslosigkeit nicht ursächlich war.

⁶ Trotz der mietvertraglichen Regelung stellt auch diese Form der Unterbringung eine nicht dauerhafte und nicht ausreichende Form der Wohnungsversorgung dar.

⁷ Zur Abgrenzung dieser wie der folgenden drei Fallgruppen müssen einheitliche Kriterien noch vorgegeben werden. Dabei kann auf gängige normative Vorgaben in der deutschen Literatur und auf neuere Forschungsergebnisse aus der europäischen Fachdiskussion zurück gegriffen werden.

tion und der in der Regel auch gesonderten administrativen Zuordnung aber gesondert zu erfassen und analysieren sind

4. von Wohnungslosigkeit aktuell betroffene Zuwanderinnen und Zuwanderer in gesonderten Unterkünften⁸, darunter Haushalte und Personen, die
 - 4.1 mit (Spät-)Aussiedlerstatus in Übergangsunterkünften für (Spät-) Aussiedlerinnen und Aussiedler leben
 - 4.2 als Flüchtlinge mit Aufenthaltsstatus von länger als einem Jahr von Wohnungslosigkeit betroffen sind und in speziellen Übergangsunterkünften für Flüchtlinge untergebracht sind.

Zentrale Zielgruppen der Untersuchung "Zielgruppen- und Bedarfsforschung für eine integrative Wohnungs- und Sozialpolitik" sind allein stehende Frauen und Männer oder Familien, die von Wohnungslosigkeit bedroht sind, bereits wohnungslos sind oder eine Phase der Wohnungslosigkeit beendet haben. Probleme, die unzumutbare Wohnverhältnisse für allein stehende Männer und Frauen oder Familien darstellen, werden vom Institut Wohnen und Umwelt nur punktuell bearbeitet.

1.3 Der "Gender-Ansatz" in der Studie

Die Teiluntersuchung "Wohnungsnotfälle und Wohnungslose: Zielgruppen- und Bedarfsforschung für eine integrative Wohnungs- und Sozialpolitik" hat - in der Umsetzung der Strategie des Gender Mainstreaming - ihre fachtheoretischen Grundlagen sowohl in der sozialwissenschaftlichen Frauenforschung als auch in der (kritischen) Männerforschung. Mit dem Aufgreifen der Geschlechterfrage und der daran geknüpften Bearbeitung von Fragen zu den Konzepten von "Weiblichkeit" und "Männlichkeit" im Wohnungsnotfall wird in der gleichstellungsorientierten Zusammenarbeit von Frauenforschung und kritischer Männerforschung eine duale Forschungsperspektive eingenommen, d.h. eine "weibliche" und eine "männliche" Sicht auf die Wohnungsnotfallsituation bzw. Wohnungslosigkeit.

Aufgrund dieser noch neuen Herangehensweise werden in der Berichterstattung die unterschiedlichen fachtheoretischen Erkenntnisse von Frauen- bzw. (kritischer) Männerforschung aus beiden Perspektiven jeweils noch getrennt dargestellt, mit ersten Ansätzen der Verknüpfung. Dabei liegt ein Schwergewicht des Berichts auf der erstmaligen Bearbeitung der Bezüge zwischen Wohnungslosenforschung und Männerfor-

⁸ Im folgenden wird nur auf die Zuwandererinnen und Zuwanderer eingegangen, die 1. nicht in den anderen Kategorien mehr oder weniger automatisch schon enthalten sind, weil sie in gesonderten Unterbringungssegmenten versorgt werden und einen besonderen Rechtsstatus haben und die 2. das Recht haben, in Deutschland einen Wohnsitz zu begründen, einen Wohnberechtigungsschein zu beantragen etc. .

Andere Migrantinnen und Migranten in speziellen Übergangsunterkünften (bspw. mit Asylbewerberstatus und keiner oder nur kurzfristiger Aufenthaltsgenehmigung/Duldung) fallen insoweit nicht unter die Definition von Wohnungsnotfällen, als dass die Gründung eines (legalen) Wohnsitzes und die Versorgung mit mietrechtlich abgesicherten Wohnungen per Gesetz ausgeschlossen ist. Dennoch sind der quantitative Umfang dieser Gruppen und auch ihre Unterbringungssituation und Lebenslagen im Kontext der Wohnungsnotfallproblematik von Interesse, zumal wenn sie im System der Wohnungsnotfallhilfe als Klientel in Erscheinung treten.

schung, als Frage nach wohnungslosen Männern bzw. Männlichkeit im Zusammenhang der "Lebenslage" des Wohnungsnotfalls bzw. der Wohnungslosigkeit.

Als Folie zum Verständnis der subjektiven und objektiven Handlungsspielräume von Frauen und Männern im Wohnungsnotfall bzw. in Wohnungslosigkeit dient dabei das theoretische Konzept der "Lebenslagen" aus der Sozialpolitikforschung.

2. Perspektiven einer frauenspezifischen Wohnungslosenforschung

Parallel zur "Mainstream"-Diskussion in der Wohnungsnotfallhilfe gibt es - angestoßen von Frauenbewegung und Frauenforschung - seit etwa zwei Jahrzehnten eine breite fachtheoretische Diskussion und Weiterentwicklung der Frauenarbeit. Frauen, die mit ihren Familien obdachlos waren und in Obdachlosenunterkünften oder sozial benachteiligten Stadtteilen, den so genannten sozialen Brennpunkten, lebten, rückten relativ früh als Zielgruppe für die Obdachlosenarbeit in den professionellen Blick, insbesondere dann, wenn durch die prekäre Wohnsituation die Versorgung der Familie/Kinder gefährdet schien, sie also ihren Aufgaben als Mütter nicht gerecht wurden. Zu ihrer Unterstützung und Entlastung wurden im Rahmen der Gemeinwesenarbeit Bildungs- und Freizeitangebote für sie und ihre Kinder organisiert, die im Zuge der Frauenbewegung auch als eigenständige "Räume" für Frauen etabliert wurden (vgl. auch Stoltenberg, 1979, Schuler-Wallner 1987, Koch u.a. 1993). Wohnungslose Frauen, für die bisher nur wenige konfessionell ausgerichtete Einrichtungen zur Verfügung standen, deren Geschichte bis zur ersten Frauenbewegung zurückreicht, wurden als eine eigenständige Zielgruppe der Wohnungslosenhilfe identifiziert und die Einlösung ihrer Rechte auf Hilfe eingefordert. Ausgehend von dieser Diskussion hat auch die Frauenforschung das Thema "weibliche Wohnungslosigkeit" aufgegriffen.

Wahrnehmung und Definition der Wohnungslosigkeit von Frauen waren zu dieser Zeit mit der Frage der gesetzlichen Regelungen im Bundessozialhilfegesetz (BSHG) eng verknüpft, da dort aufgrund der alten DVO zu §72 BSHG zwischen 'Obdachlosen' ("Personen ohne ausreichende Unterkunft" nach §2 VO zu §72 BSHG) und 'Nichtsesshaften' ("Personen in besonderen sozialen Schwierigkeiten" §4 VO zu § 72 BSHG) unterschieden wurde, Frauen aber weniger häufig diese spezifischen Kriterien von Wohnungslosigkeit erfüllten. Wohnungslosigkeit von Frauen bedeutete seltener ein Leben auf der Straße als 'Nichtsesshafte', sondern eher häufig wechselnde Unterkünfte mit einem hohen Maß an Unsicherheit und Abhängigkeit, mit eventuell kürzeren oder längeren Aufenthalten auf der Straße oder in Institutionen der Nichtsesshaftenhilfe (Geiger/Steinert 1991; Gürlet 1991).

Eine an §72 BSHG und der Verordnung zu §72 BSHG orientierte Kennzeichnung grenzte den Anteil wohnungsloser Frauen als 'nichtsesshaften Personen' erheblich ein, auf nur 5% und mehr nach Steinert 1991, S. 49). Entsprechend stieg der Frauenanteil im Fall einer weiter gefassten, problemorientierten Zielgruppendefinition auf 15% und mehr nach Steinert (1991, S. 52), u.a. wegen des bei Frauen spezifischen Problems der verdeckten Wohnungslosigkeit.

2.1 Empirische Befunde

Amtlich erhobene statistische Daten zu obdachlosen Frauen oder wohnungslosen Frauen liegen nicht vor, da es bislang keine bundeseinheitliche statistische Erfassung von Personen in einer Wohnungsnotfallproblematik gibt. In der Testerhebung 2000 zur "Statistischen Erfassung von Wohnungslosigkeit", mit der das Landesamt für Datenverarbeitung und Statistik Nordrhein-Westfalen die Empfehlungen der Machbarkeitsstudie des Statistischen Bundesamtes (König 1998) in NRW erprobt hat, ist auf institutionell untergebrachte wohnungslose Haushalte bezogen. Die Auswertung enthält kei-

ne auf Personen bezogenen Daten, bzw. sind die Einpersonenhaushalte nicht geschlechtsdifferenziert gegliedert (LDS NRW 2001).

In der frauenspezifischen Wohnungslosenforschung läuft von Beginn an wie ein roter Faden die Frage nach dem tatsächlichen Anteil von Frauen an den Wohnungslosen mit. Enders-Drägässer (1998) hat beispielsweise für Hessen durch die Kombination des gesamthessischen Durchschnittswerts von aktuell wohnungslosen Personen (Männern und Frauen) aus einer Studie des Instituts für Wohnen und Umwelt (Schuler-Wallner u.a. 1996) mit den Schätzungen der BAG Wohnungslosenhilfe e.V. (BAG Informationen 1997) einen Frauenanteil zwischen etwa 21 und 30% ermittelt und für Hessen für den Zeitpunkt der Untersuchung einen Schätzwert von 9 – 13 aktuell wohnungslosen Frauen pro 10 000 Einwohner/innen angenommen. Sie ist dabei davon ausgegangen, dass Frauen ihre Wohnungsnot bzw. Wohnungslosigkeit in hohem Umfang verdeckt leben und "dass die wohnungslosen Frauen sich tendenziell eher überproportional häufig in den Großstädten sowie in Kreisstädten mit hochverdichtetem Umland aufhalten", in Kreisstädten bzw. kreisangehörigen Kommunen in eher ländlich strukturierten Regionen dagegen unterproportional anzutreffen sind (Enders-Drägässer 1998, S. 50). Die BAG W sieht den Anteil nach den Daten aus dem Dokumentationssystem zur Wohnungslosigkeit Alleinstehender (ohne Aussiedlerinnen) (DWA-System) für 1998 bei 21 bis 30%.

- Nach der letzten Erhebung der BAG-W (BAG-W 2000), in der nur Daten von Frauen erfasst sind aus Einrichtungen der Wohnungslosenhilfe nach §72 BSHG, sind:
- 64% der Frauen jünger als 40; 35% jünger als 30 Jahre; wohnungslose Frauen sind durchschnittlich jünger als wohnungslose Männer.
- 65% sind allein stehend ohne Kind, 14% leben in einer Partnerschaft und haben Kinder, 16% sind allein stehend und haben ein und mehrere Kind(er); dabei sind Frauen weniger häufig ledig und häufiger verheiratet als Männer.
- 60% haben die Hauptschule, 18% die Realschule, 8% das Gymnasium und knapp 4% eine Hochschule besucht, 82% haben einen Schulabschluss. Nach den Daten haben Frauen ein durchschnittlich höheres Bildungsniveau als Männer.
- knapp 34% haben eine abgeschlossene Berufsausbildung, 60% haben keine Ausbildung oder die Ausbildung abgebrochen. Frauen haben weniger häufig ihre berufliche Ausbildung abgeschlossen als Männer.
- 82% sind arbeitslos, 4% gehen einer Gelegenheitsarbeit nach. Unter den Erwerbslosen ist der Anteil der wohnungslosen Frauen höher als der der Männer.
- bei 30% der Frauen waren Trennung und Scheidung die wichtigsten Auslöser des Wohnungsverlustes, bei 20% der Auszug aus der elterlichen Wohnung, bei 18% die aktuelle Gewalt des Partners oder Ehemannes, bei 19% eine Kündigung durch den Vermieter und bei 33% eine Räumung wegen Problemen bei der Einhaltung des Mietvertrages oder Mietschulden. Trennung und Scheidung sind für beide Geschlechter die am häufigsten genannten Auslöser für den Wohnungsverlust.
- 31% der Frauen leben zu Beginn der Hilfe in einer Einrichtung bei Freunden oder Bekannten, 3% in Pensionen, Gasthöfen; etwa 30% sind unmittelbar vom Verlust der eigenen Wohnung bedroht; 11% leben auf der Straße. Dagegen leben ein Viertel der Männer auf der Straße, bei Freunden und Bekannten aber nur 22%.

Für die Gruppe der wohnungslosen Frauen enthalten die Studien zu den beiden Modellprojekten der Bundesregierung, "Hilfen für allein stehende wohnungslose Frauen" und "Berufliche Förderung von allein stehenden wohnungslosen Frauen", weitergehende empirische Daten und Erkenntnisse (vgl. Enders-Drägässer/Sellach2000; Enders-Drägässer/Roscher 2002). Insgesamt wurden Daten von fast 800 Frauen mittels Fragebögen, Interviews und Gruppendiskussionen erhoben und ausgewertet.

70% der Frauen im ersten Modellprojekt waren unter 40 Jahre alt; dabei hatten die Besucherinnen der Einrichtungen in den fünf Städten jedoch ein unterschiedliches Altersprofil. Das Durchschnittsalter variierte zwischen 28,5 Jahre in Iserlohn und 33,6 Jahre in Trier, 34 Jahre in Schwerin, 39,1 Jahre in Karlsruhe und 40,8 Jahre in Stuttgart. Von der durchschnittlichen Altersgliederung her entspricht die Verteilung der Frauen in den Altersgruppen zwischen 30 und 60 Jahren der Altersgliederung in der Sozialhilfestatistik.

Insgesamt waren mehr als die Hälfte von 384 Frauen im ersten Modellprojekt, 83% der Gesamtgruppe, ledig. Das waren so viele Frauen, dass davon auszugehen ist, dass ledige Frauen in allen Altersgruppen vertreten waren. Eine von 10 Frauen war zum Zeitpunkt der Erhebung verheiratet; etwa vier von 10 Frauen waren verheiratet getrennt lebend, geschieden oder verwitwet. Aus dem Familienstand ist nicht zu schließen, ob Frauen mit Partnern oder Partnerinnen zusammenlebten. Zu erkennen ist aber, dass sie eher keine rechtlich definierte Partnerschaft und damit auch keinen über eine Partnerschaft rechtlich abgesicherten Mietvertrag oder Unterhaltsanspruch hatten.

Etwa 45% der Frauen im ersten Modellprojekt waren erwerbslos gemeldet. Wenn die Frauen hinzugezählt werden, die erwerbslos, aber nicht gemeldet waren, war etwa jede zweite Frau aus der Gesamtgruppe erwerbslos, eine Bestätigung dafür, dass die verdeckte Wohnungslosigkeit der Frauen oft auch mit verdeckter (Langzeit)Erwerbslosigkeit einhergeht.

31% bzw. 30% der Frauen lebten ungesichert im eigenen sozialen Netz bzw. im Hilfesystem, d.h. insgesamt 61% der Frauen hatten keine gesicherte Wohnsituation. 13% Frauen lebten auf der Straße. 26% der Frauen lebten dagegen gesichert in einer eigenen Wohnung. Der wichtigste Grund für einen Wohnungsverlust waren bei den Frauen "Konflikte mit Familie oder Partner/innen". Fremdkündigungen, Mietschulden oder Räumungen hatten kaum eine Bedeutung. 55% der Frauen hatten keinen Schul- bzw. keinen Berufsabschluss. Etwa 45% der Frauen waren erwerbslos gemeldet. Wenn die Frauen hinzugezählt werden, die erwerbslos, aber nicht gemeldet waren, war etwa jede zweite Frau aus der Gesamtgruppe im ersten Modellprojekt erwerbslos.

Insgesamt waren ein Drittel der Frauen noch nicht oder weniger als zwei Monate in einer ungesicherten Wohnsituation. Ein Drittel der Frauen war länger als ein Jahr, ein Fünftel länger als drei Jahre in der ungesicherten Wohnsituation. Das bedeutet, dass die Hälfte der Frauen, zu denen Angaben dazu vorliegen, mehr als sechs Monate in ungesicherter Wohnsituation lebten, d.h. verdeckt oder offen wohnungslos waren.

Die Frauen berichteten in den Interviews von physischen oder psychischen Beeinträchtigungen unterschiedlichster Art. Sie wurden häufiger stationär behandelt, vor allem wegen einer psychischen Erkrankung oder wegen einer Suchtabhängigkeit. Dabei ist jedoch offen, inwieweit die Erkrankung zum Wohnungsverlust oder inwieweit der Wohnungsverlust bzw. die unsichere Wohnsituation zur Erkrankung geführt hat.

50% der Frauen berichteten über eigene Gewalterfahrungen. Wenn die übrigen Frauen ebenfalls in diesem Umfang Gewalterfahrungen hatten und wenn berücksichtigt wird, wie viele Frauen wegen Konflikten die Wohnung verlassen hatten, wird deutlich, in welchem Ausmaß Gewalterfahrungen zu den Risiken für Frauen gehören, wohnungslos zu werden.

Aus den Daten und Interviews ergab sich weiter, dass mehr Frauen wohnungslos waren als angenommen wurde, aber unauffällig zu bleiben versuchten und daher in der Regel in verdeckter Wohnungslosigkeit lebten. Bei den Beschreibungen der Wohnprobleme rückten die Frauen vor allem ihre sozialen Beziehungen und ihre Bindung durch Verantwortlichkeiten und Verpflichtungen in den Vordergrund. Eher im Hintergrund blieben dagegen die Verluste von wirtschaftlichen oder sozialen Ressourcen, z.B. wenn emotional und materiell unterstützende Angehörige verstorben waren.

Aufgrund der vielfältigen Bewältigungsstrategien konnte das traditionelle Bild von der "wohnungslosen Frau auf der Straße" korrigiert werden. Die Frauen, die in ihrer extremen Krisensituation bisher oft nur als Opfer wirtschaftlicher Verarmung, sozialer Ausgrenzung oder permanenter Gewaltbedrohung gesehen wurden, präsentierten sich auch als aktiv Handelnde. Sie versuchen, die aktuellen Anforderungen und Belastungen ihrer jeweiligen Lebenssituation zu bewältigen und dabei möglichst nicht sozial auffällig zu werden.

Von den mehr als 300 Frauen im zweiten Modellprojekt lebten 30% noch zu Beginn ihrer Teilnahme in einer ungesicherten oder vorläufigen Wohnsituation, in Not- und Obdachlosenunterkünften, in Hotels, in Wohnheimen für Mütter und Kinder oder in betreutem Wohnen. 45% der Frauen waren ledig, 32% waren geschieden und 11% lebten getrennt. Mit 43% aller Frauen war der Anteil von Müttern unerwartet hoch. Sie lebten mit insgesamt 194 Kindern zusammen, von denen knapp die Hälfte jünger als 12 Jahre alt war.

Einen nach den Regeln der neuen Bundesrepublik anerkannten Schulabschluss hatten 69% der Frauen. 37% der Frauen hatten die mittlere Reife und 4% Abitur. Etwas mehr als die Hälfte hatten eine Berufsausbildung abgeschlossen, aber die meisten Teilnehmerinnen hatten eine diskontinuierliche Erwerbsbiografie. In den letzten drei Jahren vor Beginn der Fördermaßnahmen waren lediglich 17% von ihnen noch sozialversicherungspflichtig beschäftigt gewesen. Mit 71% war die große Mehrheit der Frauen in den drei Jahren vor der Teilnahme erwerbslos und arbeitssuchend gemeldet. Viele, insbesondere Frauen aus den neuen Bundesländern, hatten sich für ungeschützte Beschäftigungsverhältnisse entschieden, verloren aber dadurch ihre sozialversicherungsrechtlichen Leistungsansprüche.

Wegen der spezifischen Art der Angebote des zweiten Modellprojekts wurden insbesondere Mütter erreicht, die zwar wohnungslos waren aber dennoch mit ihren Kindern zusammenlebten. Nach den Ergebnissen im zweiten Modellprojekt musste das traditionelle Bild von der allein stehenden wohnungslosen Frau korrigiert werden. Die wohnungslosen Frauen waren weit häufiger Mütter als erwartet und lebten mit ihren Kindern zusammen. Daher ist zu vermuten, dass zur Gruppe der allein erziehenden Mütter mit Kindern im Sozialhilfebezug auch wohnungslose Frauen gehören, wie zur Gruppe der "allein stehenden" wohnungslosen Frauen auch Mütter gehören, die von

ihren Kindern getrennt leben. Zur Kennzeichnung der Lebenssituation von Frauen im Wohnungsnotfall gehört daher auch, einen Bezug zu Kindern herzustellen.

Insgesamt haben sich etwas mehr als die Hälfte der Teilnehmerinnen im zweiten Modellversuch beruflich qualifiziert, in der betrieblichen Praxis erprobt und ihre Berufswege konkret geplant. Sie konnten entweder direkt in ein befristetes bzw. unbefristetes Arbeitsverhältnis vermittelt werden oder befanden sich anschließend mit diesem Ziel in Ausbildung, Umschulung o.ä. Zugleich haben sie über die Möglichkeit der persönlichen Hilfe nach §72 BSHG die Probleme ihrer besonderen Lebensverhältnisse aufgreifen und bearbeiten können. Deutlich wurde, dass der Bezug von Sozialhilfe wenig über berufliche Qualifikationen und Erfahrungen der Zielgruppe besagt.

2.2 Wohnungslosenforschung mit Blick auf Frauen als Wohnungslose

Seitdem wohnungslose Frauen als eigenständige Zielgruppe identifiziert wurden, gibt es eine noch nicht abgeschlossene kontroverse Fachdiskussion um die Situation von Frauen mit Wohnungsnotfallproblematik, ihren spezifischen Hilfebedarf und bedarfsgerechte Hilfeformen. In der Diskussion sind zwei Diskurse auszumachen, die weit auseinander liegen.

Der erste Diskurs ist in den geschlechtsneutralen "Mainstream" der deutschsprachigen Diskussion und Forschung einzuordnen. Die unterschiedlichen Geschlechterrollenvorstellungen und Lebenskonzepte, die geschlechtstypisch unterschiedlichen Armuts- und sonstigen Krisenfaktoren für Frauen und für Männer, die geschlechtsdifferenzierte Bearbeitung von Ressourcen-, Bedarfs- und Versorgungsfragen werden hier weder systematisch thematisiert noch erforscht. Dies gilt auch für die Forschung zur Weiterentwicklung der Hilfeangebote. In dieser Diskussion wird entweder die Geschlechterfrage ignoriert oder davon ausgegangen, dass die Gleichstellung von Frauen und Männern inzwischen erreicht ist. Frauen werden aber trotz Geschlechtsneutralität, anders als Männer, in ihrer Geschlechtlichkeit wahrgenommen, allerdings in sexualisierter und sexistischer Weise. Dennoch wird die Frage nach männlichen Übergriffen und Gewalt in ihrer Bedeutung in den Einrichtungen der Wohnungslosenhilfe in diesem Diskurs nicht gestellt.

Der zweite – und neuere – Diskurs nimmt die Erkenntnisse der nationalen und internationalen sozialwissenschaftlichen Forschung und Frauenforschung zu den Lebensverhältnissen von Frauen in westlichen Gesellschaften sowie Entwicklungen in der transnationalen Gleichstellungspolitik, z.B. im Bereich von Europäischer Union und Europarat auf. Die Erfahrungen aus der Hilfepraxis für Frauen werden geschlechtsdifferenziert aufgearbeitet; die Unterrepräsentanz von Frauen in den geschlechtergemischten Anlaufstellen und Einrichtungen der Wohnungslosenhilfe wird problematisiert.

Im Mittelpunkt der sozialwissenschaftlichen Frauenforschung steht nur die Teilgruppe der wohnungslosen Frauen, nicht alle Frauen, die von Wohnungslosigkeit bedroht oder wohnungslos sind. Die Ergebnisse der Wohnungslosenforschung werden daher ergänzt um Erkenntnisse der Frauenforschung zu Armut bzw. zu Armutsrisiken von Frauen, weil Wohnungsnotfall bzw. Wohnungslosigkeit als Ausdruck sozialer Ungleichheit auf einer Kumulation von Unterversorgung und Defiziten in unterschiedlichen Lebensbereichen beruhen und daher als Armutsphänomen – als extreme Armut – zu verstehen sind. Einbezogen wird außerdem mit dem Thema "Gewalt gegen Frauen" ein

weiterer Schwerpunkt der Frauenforschung angesichts der inzwischen empirisch belegten Bedeutung von Gewalterfahrungen für Frauen mit einer Wohnungsnotfallproblematik (Enders-Dragässer/Sellach 2000).

Formen weiblicher Wohnungslosigkeit

Nach Schlottmann (vgl. Springer 1992) trifft Frauen ein Wohnungsverlust deshalb so hart, weil ihnen mit der Wohnung sowohl der Arbeitsbereich als auch der Schutzraum genommen wird und sie einen Teil ihrer weiblichen Identität verlieren (vgl. Kühner 2000). Frauen setzen in dieser Notlage auf private Lösungen, unter anderem weil sie sich vor der sozialen Ausgrenzung fürchten. Denn auch sie sehen eher die eigene Verantwortung bzw. das eigene Versagen (Defizitparadigma), empfinden daher Scham und meiden öffentliche Hilfe, um in dieser Situation sozial nicht auffällig zu werden (vgl. Enders-Dragässer/Sellach 2000). Zugleich kann z.B. durch das vorübergehende Wohnen bei einem Mann der Schein der Normalität aufrechterhalten werden, insbesondere wenn als Gegenleistung hauswirtschaftliche Tätigkeiten in der Gastwohnung verrichtet werden (vgl. Springer 1992). Darüber hinaus wird der gesellschaftliche Status als Frau nicht in Frage gestellt, da auch das Bestehen einer Zweckpartnerschaft den Anschein der Normalität wahrt. Als Gegenleistung werden häufig Sexualität und Unterordnung gefordert. Diese "zweckorientierten Partnerschaften" bringen den Frauen daher weder mietrechtlichen Schutz noch ökonomische Absicherung, sondern sind häufig ein weiterer Schritt auf dem Weg in den sozialen Abstieg. Sie beinhalten in der Regel die Fortsetzung der Gewalt in der Beziehung, einen Alkohol- und/oder Medikamentenmissbrauch, unter Umständen auch Gelegenheitsprostitution. Der erneute Wohnungsverlust - ein Risiko für die Frau, aufgrund ihrer prekären Wohnsituation -, kann dann von der verdeckten in die offene Wohnungslosigkeit führen.

Vor dem Hintergrund der hohen Bedeutung der verdeckten Wohnungslosigkeit als empirisch bedeutsamer Erscheinungsweise bei Frauen haben Enders-Dragässer und Sellach (2000) die Unterscheidung zwischen manifester und latenter Wohnungslosigkeit erweitert. Als manifest oder offen wohnungslos galten bis dahin in der Fachdiskussion die Frauen, deren Wohnungslosigkeit im Wesentlichen den Definitionen des §72 BSHG und der alten Durchführungsverordnung (DVO) entsprach. Als latent wohnungslos wurden demgegenüber Frauen bezeichnet, die in prekären Wohnverhältnissen lebten bzw. kurzfristig von Wohnungslosigkeit bedroht waren. Damit waren zum einen die Frauen gemeint, die bei Bekannten, Freunden untergekommen waren und dort in finanzieller und/oder sexueller Abhängigkeit lebten. Zum anderen wurden dazu die Frauen gezählt, die bei einem Arbeitgeber Unterkunft gefunden hatten, denn sie galten als kurzzeitig von Wohnungslosigkeit bedroht. Dieser Gruppe wurden weiter die Frauen zugerechnet, die nach einem Aufenthalt im Krankenhaus, einer Therapieeinrichtung oder im Gefängnis nicht mehr zur Familie oder in eine eigene Wohnung zurückkehren konnten bzw. von ihren Angehörigen nicht aufgenommen wurden.

Aufgrund der Daten aus dem ersten Modellprojekt war jedoch deutlich geworden, dass die Unterscheidung nur zwischen manifester und latenter Wohnungslosigkeit den tatsächlich gelebten Formen weiblicher Wohnungslosigkeit nicht gerecht wird und dass insbesondere die wichtigste Gruppe, die verdeckt wohnungslosen Frauen, damit nicht angemessen erfasst wird. Tatsächlich lassen sich nach ihrer tatsächlichen Wohnsitua-

tion drei Gruppen von wohnungslosen Frauen bzw. von Frauen in Wohnungsnot identifizieren.

Zur ersten Gruppe gehören Frauen, die offen wohnungslos sind und sichtbar auf der Straße leben. Diese Frauen gelten als die typischen wohnungslosen Frauen, sind es aber nicht. Als die typischen wohnungslosen Frauen sind vielmehr die Frauen anzusehen, die in verdeckter Wohnungslosigkeit leben. Sie bilden die zweite und größte Gruppe der weiblichen Wohnungslosen. Diese Frauen leben nicht auf der Straße, sondern sind zumeist untergeschlüpft. Frauen, denen es gelingt, unterzuschlüpfen, sind tatsächlich wohnungslos, auch wenn sie nicht in den Angeboten der Wohnungslosenhilfe in Erscheinung treten. Von der Definition der Zielgruppen des Forschungsverbundes her ist verdeckte Wohnungslosigkeit als Teilkategorie von bereits eingetretener Wohnungslosigkeit zu werten. Aus der Perspektive der Frauen stellt diese Form der Bewältigung eine alternative Strategie dar zu der Inanspruchnahme der institutionellen Wohnhilfen oder zum Leben auf der Straße.

Die dritte Gruppe bilden die Frauen, die zwar noch eine Wohnung haben, aber kurzfristig von Wohnungslosigkeit bedroht sind, wobei die drohende Wohnungslosigkeit aber auch abgewendet werden könnte. Dazu gehören insbesondere die Frauen, die in Gewalt geprägten Lebensverhältnissen leben und die daher Gewalthandlungen nur durch Flucht bzw. Aufgabe der Wohnung entgehen können. In Bezug auf die zeitliche Dimension des drohenden Wohnungsverlustes können sie als latent wohnungslos gelten.

Soziale Orientierungsmuster wohnungsloser Frauen

Den Bewältigungsstrategien von wohnungslosen Frauen und ihren sozialen Orientierungen ist Steinert (1991) in der ersten bundesweiten Untersuchung wohnungsloser Frauen nachgegangen. Sie hat auf der Grundlage ihrer Daten, orientiert am sozialen Kontext der Frauen und ihren unterschiedlichen Erklärungs- und Bewältigungsstrategien, drei Typen von wohnungslosen Frauen gebildet: die 'normalitätsorientierte Frau', die 'institutionenorientierte Frau' und die 'alternativorientierte Frau', für die sie jeweils noch weitere Subtypen konstruiert hat.

Danach hat für die 'normalitätsorientierte' Frau die Orientierung an gesellschaftlicher "Normalität" alltägliche Handlungsrelevanz, d.h. sie richtet ihr Handeln darauf aus, eine "normale", sozial unauffällige Existenz wiederzuerlangen. 'Normalitätsorientierte' Frauen nutzen daher Hilfeeinrichtungen nur, wenn sie es nicht vermeiden können oder wenn sie keine Alternative sehen. Die 'Dissidentin', 'Pragmatikerin' oder 'Orientierungssuchende' unter ihnen verstehen sich selbst nicht als hilfebedürftig im sozialpädagogischen Sinn, sondern sehen die Gründe für ihre Wohnungslosigkeit eher in widrigen äußeren Umständen. Sie lehnen den Beratungszwang in vielen stationären Einrichtungen ab als unerwünschten Zugriff auf die eigene Person und fühlen sich dadurch reglementiert und entmündigt, während die 'Hilfebedürftige' unter ihnen auch eine persönliche Betreuung und Beratung wünscht. Die 'Dissidentin' grenzt sich gegenüber dem Personal in Hilfeeinrichtungen stark ab, die 'Pragmatikerin' leistet flexiblen Widerstand, die 'Hilfebedürftige' kooperiert mit den Mitarbeiterinnen.

Den empirischen Befunden von Enders-Drägässer und Sellach (2000) bzw. Enders-Drägässer und Roscher (2002) zufolge kann angenommen werden, dass 'normalitätsorientierte' Frauen zuvor in "normalen" Wohn- und Lebensverhältnissen gelebt haben,

aber durch eine Kumulation nicht zu bewältigender wirtschaftlicher, gesundheitlicher oder sozialer Krisen wohnungslos wurden. Mit dem Festhalten an dieser Perspektive drücken die Frauen zugleich ihre Hoffnung aus, den Weg zurück in die gesellschaftliche Normalität zu finden.

Für die 'institutionenorientierte' Frau ist der Bezug zur "Normalität" mehr oder minder obsolet geworden. Sie beziehen sich alltagspraktisch weitgehend auf die Hilfeinfrastruktur als materielle, soziale, pädagogisch-therapeutische und emotionale Ressource. Sie sehen die Gründe für ihre Wohnungslosigkeit in problematischen Familienverhältnissen, in sozialer Benachteiligung oder auch in Krankheit. Die 'Pendlerin' unter ihnen funktionalisiert die zumeist geschlechtergemischt strukturierten Hilfeeinrichtungen, indem sie von einer Einrichtung zur anderen wechselt. Die 'Schutzbedürftige' unter ihnen sucht eine eher engere Bindung zur Hilfeinfrastruktur. Ausschließlich auf Hilfeeinrichtungen bezieht sich die 'Heimatsuchende' unter ihnen, denn ihr erscheint ein selbständiges Leben außerhalb einer Einrichtung zunehmend unvorstellbar. 'Institutionenorientierte' Frauen scheinen sich daher an ein Leben ohne Wohnung anzupassen und orientieren sich an der institutionellen Hilfe. Für die 'Pendlerin' und die 'Schutzbedürftige' ist der Bezug zur Normalität vielleicht noch vorhanden, die 'Heimatsuchende' scheint diese Perspektive aufgegeben zu haben.

Ebenso wenig wie für die 'institutionenorientierte' enthält das bürgerliche Normalitätsmodell für die 'alternativorientierte' Frau eine Zukunftsperspektive. Es ist überlagert von einer Alternativorientierung als Reflex auf den Alltag, in dem sie entweder subkulturellen (u.a. der Straßenszene) oder individuellen Normen und Regeln folgt. Alternativorientierte Frauen orientieren sich sozial und normativ um, bis hin zu einer Anpassung an ein Leben ohne eigene Wohnung und scheinen vom Hilfesystem unabhängig zu sein. Sie sehen die Gründe für ihre Notlage häufig in familiären Problemen. Die 'Szeneorientierte' unter ihnen bezieht sich sozial und normativ auf das Straßenmilieu, das aufgrund von Solidarität, Schutz, emotionaler Nähe und weitgehender Unabhängigkeit eine stabilisierende Funktion hat. Die 'Grenzgängerin' unter ihnen ist z.T. normalitätsorientiert, aber auch eingebunden in die Verhaltensmuster der Straßenszene. Dies führt oft zu widersprüchlichen Bewältigungsstrategien. Auf der einen Seite plant sie für eine 'bürgerliche Existenz', auf der anderen Seite lebt sie planlos in der Szene.

Die 'Individualistin' unter den 'alternativorientierten' Frauen wird als Einzelgängerin beschrieben, die nur situativ Kontakt mit der Szene hat. Es sind oft ältere Frauen, die ihre Unabhängigkeit dem Leben in einer der meist geschlechtergemischten stationären oder teilstationären Einrichtungen der Wohnungslosenhilfe vorziehen.

Im Rückbezug auf die Fachdiskussion identifizierte Steinert (1991) in den Selbstdeutungen wohnungsloser Frauen zwar einen Mangel an sozialstrukturellen Ressourcen, hat diese aber bei der Konstruktion der Typen nicht berücksichtigt. So könnte beispielsweise das für 'Pendlerin' und 'Schutzbedürftige' als charakteristisch beschriebene Verhalten, die Einrichtungen häufig zu wechseln, auch als eine Antwort auf männliche Dominanz und Gewaltbereitschaft in den Hilfeeinrichtungen verstanden werden. Zur Gruppe der 'alternativorientierten' Frauen könnten vor allem psychisch kranke oder seelisch behinderte Frauen gehören, die wegen ihrer Erfahrungen in der Psychiatrie die ergänzenden Einrichtungen der Behindertenhilfe meiden und kein ihrem Bedarf entsprechendes alternatives Hilfeangebot vorfinden. Angesichts der geringen Zahl

frauenspezifischer Hilfen zum Zeitpunkt der Studie kann daher davon ausgegangen werden, dass in den Steiner'schen Typen auch die Struktur der Hilfen abgebildet ist.

Mit der Bildung dieser Typen nach den Formen ihrer aktiven Bewältigungsstrategien hat Steinert zugleich die zu dieser Zeit gängigen Erklärungsansätze der Wohnungslosigkeit von Frauen kritisiert, in denen Frauen weitgehend als Opfer dargestellt wurden. Im "ökonomisch" orientierten Ansatz (Armutsparadigma), der an der strukturellen Mittellosigkeit von Frauen ansetzte, wurde in der gesellschaftlich bedingten materiellen Unterversorgung von Frauen das wesentliche Moment für die Entstehung ihrer Wohnungslosigkeit gesehen. Von daher konnte aber nicht erklärt werden, warum zwar für mehr Frauen als Männer Armut ein Problem ist, nicht aber Wohnungslosigkeit. Im "sozialpsychologisch" orientierten Ansatz (Defizitparadigma) wurden mangelnde Ressourcen im persönlichen Bereich, eine defizitäre bis traumatische Sozialisation und "inadäquate Bewältigungsstrategien" aufgrund von - durch gesellschaftliche Benachteiligungen noch verstärkte - Probleme mit der weiblichen Rolle thematisiert. Wohnungslose Frauen wurden charakterisiert mit den Merkmalen "Sich-nicht-leiden-können" und "Nicht-für-sich-sorgen-können". Bei diesem Ansatz blieb unberücksichtigt, inwieweit diese Merkmale bereits Folgeerscheinungen von Wohnungslosigkeit sind. Außerdem konnte mit dem sozialpsychologischen Ansatz ebenso wenig wie mit dem ökonomisch orientierten Ansatz die wohnungslose Frau gegenüber der nicht wohnungslos gewordenen Frau abgegrenzt werden.

Steinert kritisierte für beide Erklärungsansätze, dass die wohnungslosen Frauen darin vor allem nur als Opfer entweder einer defizitären Sozialisation oder von Armutsverhältnissen erscheinen, nicht auch als aktiv Handelnde mit eigenen Handlungsstrategien. Auch die an Geschlechtsrollen orientierte Interpretation des Entstehungshintergrundes von Wohnungslosigkeit, nach der Frauen und Männer als Hausfrau, Ehefrau und Mutter beziehungsweise als Familienernährer gescheitert sind, hielt Steinert für nicht hinreichend. Sie machte vielmehr die materielle Deprivation als wesentlichen Verursachungsfaktor der Wohnungslosigkeit von Frauen aus und stellte ein "multidimensionales" Problemszenario diesen Erklärungsansätzen gegenüber. Darin bilden - ähnlich wie in den Modellen der Sozialepidemiologie - die Einflussgrößen für Wohnungslosigkeit, die sich wechselseitig und nicht monokausal aufeinander beziehen mit sowohl positiven als auch negativen Wirkungen, ein multifaktorielles Bedingungsgefüge. Nur wenn strukturelle Faktoren ebenso wie persönliche, individuelle Faktoren in ihrer wechselseitigen Abhängigkeit berücksichtigt werden, kann verhindert werden, dass die durch das Geschlechterverhältnis und die geschlechtliche Arbeitsteilung strukturell bedingten Problemlagen und Lebensrisiken von Frauen beziehungsweise deren Folgewirkungen zu individuellen 'Defiziten' oder individuellem 'Versagen' der Frauen verkürzt oder verkehrt und zu stigmatisierenden personenbezogenen Zuschreibungen werden. Denn diese Zuschreibungen verstellen erst recht den Blick auf die Aktivitäten der realen Frauen und insbesondere auf ihre sozialen und individuellen Ressourcen, ihre Selbstdeutungen, sozialen Orientierungsmuster und Bewältigungsstrategien in der Wohnungslosigkeit. Z.B. kann mit den Ergebnissen der Untersuchung zur Situation allein stehender wohnungsloser Frauen in München (Romaus 1990) nachgezeichnet werden, wie frauentypische Erwerbsbiografien in Armut und Wohnungslosigkeit führen: Frauen, die zunächst in einem festen Arbeitsverhältnis waren, verloren entweder den Arbeitsplatz wegen Familiengründung oder Geburt eines Kindes oder gaben ihn später deswegen auf und beschränkten sich dann auf Gelegenheitsarbeiten oder Tätigkeiten

in sozialrechtlich ungeschützten Arbeitsverhältnissen. Dadurch verfestigte sich ihre Armut zunehmend, da wichtige soziale Leistungen zur Sicherung der Existenz, wie z.B. Krankenversicherung, Arbeitslosenversicherung und Rentenversicherung an eine kontinuierliche Erwerbsarbeit gebunden sind, ohne Berücksichtigung des für Frauen typischen Nebeneinanders von häuslicher Versorgungsarbeit, diskontinuierlichem Erwerbsverlauf und häufiger Teilzeit-Erwerbstätigkeit. Leistungsanspruchs- und Einkommensverluste, die für Frauen aus ihren sozialen Bindungen an die Familie und aus Benachteiligungen im Erwerbsleben resultieren, werden zum scheinbar individuellen Armutsrisiko, für das Frauen dann, wenn sie scheitern auch individuell verantwortlich gemacht werden.

Gesellschaftliche Deutungsmuster

Golden (1992) untersucht aus einer gesellschaftlichen Perspektive, von welchen gesellschaftlichen Deutungsmustern her das regionale und soziale Umfeld auf wohnungslose Frauen und ihre Probleme reagiert. Golden hat in ihrer Untersuchung herausgearbeitet, wie die reale Situation wohnungsloser Frauen weitgehend hinter allgemeinen gesellschaftlichen Deutungen, Phantasien und Projektionen verborgen bleibt. Sie hat dazu die historische Entwicklung der Wohlfahrt in Europa und später in den USA mit den Deutungsmustern und Zuschreibungen für allein lebende Frauen der westlichen Kultur in Vergangenheit und Gegenwart verknüpft.

Nach Golden wird die wohnungslose Frau - im Gegensatz zu Männern - zum einen von ihrem Äußeren, insbesondere von ihrer Kleidung her bewertet und damit zugleich auf ihr Äußeres reduziert. Weiter wird sie - ausgehend von einer fiktiven gesellschaftlichen Normalität - moralisch abgewertet, weil sie den scheinbar schützenden Raum von Ehe und Familie verlassen hat. Schließlich werden Frauen, anders als Männer, nicht von ihren vielfältigen Aktivitäten sondern von ihrer Sexualität her definiert, ein sehr altes Deutungsmuster, das weit in die Vergangenheit zurückverfolgt werden kann. Z.B. wurden allein lebende wohnungslose Frauen lange Zeit als 'gefallen', 'sittlich gefährdet', 'verwahrlost' oder als 'Huren' schlechthin charakterisiert. Allein lebende wohnungslose Frauen, Prostituierte oder aus der Haft entlassene Frauen wurden gesellschaftlich ausgegrenzt, weil sie sich als außerhalb der gesellschaftlich akzeptierten Vorstellung von Weiblichkeit zu bewegen schienen. Dieser Eindruck wurde bestätigt, wenn sich wohnungslose Frauen tatsächlich mit Prostitution Geld verdienten. Das wurde ausschließlich ihrer moralischen Schwäche angelastet, nicht ihrer ausweglosen sozialen und wirtschaftlichen Notlage und war gleichzeitig eine Bestätigung der gesellschaftlichen Vorurteile.

Die geschlechtsrollenspezifische gesellschaftliche Wahrnehmung allein stehender wohnungsloser Frauen führt Golden darauf zurück, dass sie als Frauen ohne eigene Häuslichkeit, ohne Familie, ohne Mann gesellschaftliche Normen verletzen. Sie befinden sich nicht dort, wo Frauen 'hingehören': Ohne Familie erfüllen sie keine 'weiblichen Pflichten' und ohne Zugehörigkeit zu einem Mann erscheinen sie 'herrenlos', in sexueller Hinsicht freizügig bis verkommen und daher beliebig verfügbar. Das macht sie einerseits moralisch angreifbar, verwerflich und lässt ihre Sexualität anarchisch und bedrohlich erscheinen. Andererseits bewirkt es aber auch, dass wohnungslose Frauen fantasiert werden können als 'ungebundene' Frauen, die gesellschaftlichen Einschränkungen 'Widerstand leisten' und die sich der Enge eines bürgerlichen Frauenlebens

entziehen. In beiden Fällen werden ihre tatsächliche Obdachlosigkeit bzw. Wohnungslosigkeit, ihre alltägliche Gefährdung und ihre Kämpfe um die Erhaltung ihrer sozialen und physischen Existenz nicht der Realität angemessen wahrgenommen.

Golden sieht letztlich die 'modernen' Ausdifferenzierungen eines fast zeitlosen Frauenbildes als Fokus für Form und Inhalt der Wahrnehmung und Behandlung allein lebender wohnungsloser Frauen, verdichtet im Bild der Hexe mit widersprüchlichen negativen und positiven Fantasien und Projektionen. Die Wirksamkeit derartiger Bilder wird in dem Bild von der 'bag lady', der 'Frau mit dem Plastikbeutel', besonders deutlich. Golden nimmt sie als moderne 'alte Hexe' wahr, die gefürchtet, gemieden, verachtet und verfolgt wird, während die jungen wohnungslosen Frauen die zeitgenössische 'junge Hexe' darstellen, der eine die Männer beunruhigende Sexualität zugeschrieben wird.

Je nach Fokus wird das Bild der Hexe aber verdeckt von den vordergründigen Bildern der 'Hure' beziehungsweise der 'Verrückten'. Das Bild der 'Verrückten' verdeckt zugleich ebenso wie das Bild der 'Hure' die Auswirkungen der strukturellen Benachteiligungen von Frauen durch Armut, Gewalt und soziale Ausgrenzung, ihre Probleme und Konflikte durch Rollenerwartungen und gesellschaftliche Deutungsmuster, deren subjektive Aneignung oder Abwehr und ihren jeweiligen Bewältigungsstrategien. Die gesellschaftliche Bedingtheit von Ursache und Wirkung scheint dann jede Bedeutung zu verlieren angesichts individueller Verhaltensweisen, die nur scheinbar zu erklären vermögen, warum aus einer zuvor 'normal' lebenden Frau die randständige Wohnungslose wird.

2.3 Frauenforschung mit Blick auf Wohnungslosigkeit

Während Steinert die Situation der wohnungslosen Frauen aus deren Perspektive untersucht und durch ihre Charakterisierung nach Typen dem Potenzial der Frauen nachgeht, betrachtet Golden die Frauen eher von außen durch die Brille von gesellschaftlichen Vorurteilen und Zuschreibungen. Enders-Drägässer (1994) hat beide Perspektiven zusammengeführt, indem sie Ergebnisse der Forschung zu wohnungslosen Frauen im Kontext der sozialwissenschaftlichen Frauenforschung zur Geschlechtsspezifität von Sozialstruktur und Sozialpolitik untersucht hat. Enders-Drägässer hat die strukturell begründeten Risikofaktoren weiblichen Lebens und die besondere Armutsbelastung von Frauen verknüpft mit ihren individuellen Bewältigungsstrategien im Wohnungsnotfall, mit denen sie eine gesellschaftlich akzeptierte "Normalität" aufrecht zu erhalten suchen. Nach Enders-Drägässer verbirgt sich hinter der Heterogenität der 'Einzelfälle' von wohnungslosen Frauen eine frauenspezifische gesellschaftliche Problematik, die in den Strukturen des Sozialstaates zu verorten ist. Enders-Drägässer hat das als 'Modernitätsfalle' für Frauen bezeichnet. Lassen sich Frauen auf das tradierte "Ernährermodell" bzw. die neue Variante der modernen Versorgung ein, sind sie potenziell ebenso wenig materiell und sozial abgesichert wie wenn sie eine eigene kontinuierliche Erwerbstätigkeit mit der Betreuung ihrer Kinder und der Familienarbeit zu vereinbaren suchen. Im Konfliktfall können die Lösungsalternativen durchaus wie Fallen wirken. Ein Verbleiben in einer krisenhaften oder entwürdigenden Situation kann sich als ebenso problematisch erweisen wie ihr Verlassen angesichts einer unzureichenden sozialen Absicherung und ihrer Benachteiligungen auf dem Arbeitsmarkt. Eine Stabilisierung beziehungsweise Normalisierung der Lebensverhältnisse wird dann immer schwieriger, wenn die Probleme kumulieren. Dies gilt erst recht im Fall des

Wohnungsnotfalls. Dennoch sind Frauen in weit geringerem Umfang als Männer wohnungslos. Vermutet wird, dass sie im Wohnungsnotfall spezifische Bewältigungsstrategien und eigenständig nach Übergangslösungen suchen, ohne jedoch das Problem selbst lösen zu können.

Aber nicht nur wegen des Zusammentreffens von sowohl strukturellen als auch persönlichen Momenten in der individuellen Situation der einzelnen Frau greifen Versuche zu kurz, die Problemlagen und Lebensrisiken der wohnungslosen Frauen auf einige typische und scheinbar 'individuell verschuldete' Grundmuster zu reduzieren und von daher von einer mehr oder weniger abgrenzbaren Gruppe von Frauen mit definierbaren - und implizit defizitär gedachten - Persönlichkeitsmerkmalen auszugehen. Ungeachtet ihres Hilfebedarfs im Wohnungsnotfall zeigt dabei das geringere Ausmaß weiblicher Wohnungslosigkeit, dass Frauen in dieser Notlage offensichtlich aktiv Handelnde bleiben und sich realisierbare Handlungsoptionen zu erschließen suchen. Gerade wegen ihrer auch empirisch belegten Kompetenzen und Potenziale und ihrer in der Regel auf Normalität und Selbsthilfe hin ausgerichteten sozialen Orientierungsmuster und Bewältigungsstrategien wird der Verknüpfung von strukturell vermittelten Lebensbedingungen mit dem individuellen Verhaltens- und Handlungsrepertoire eine große Bedeutung beigemessen (vgl. Enders-Dragässer/Sellach 2000; Enders-Dragässer/Roscher 2002).

Ein zentrales Ergebnis der Forschung zur Situation wohnungsloser Frauen ist, den Wohnungsnotfall bzw. die Wohnungslosigkeit auch als Ergebnis von strukturell begründeter Unterversorgung und Defiziten in unterschiedlichen Lebensbereichen zu sehen und ihn daher als Armutsphänomen zu verstehen. Daher wird hier der Wohnungsnotfall auch im Kontext der Armutsforschung diskutiert. Dabei wird insbesondere den strukturellen Voraussetzungen für die spezifischen weiblichen Armutsrisiken nachgegangen. Auch wenn nicht alle Frauen, die nach der gesellschaftlichen Definition als arm gelten können, zugleich wohnungslos sind, ist wegen der vermuteten Häufigkeit der verdeckt gelebten Wohnungslosigkeit von Frauen zu vermuten, dass weit mehr arme Frauen als vermutet zugleich auch wohnungslos sind. Wegen der Bedeutung der Gewalt gegen Frauen auch im Wohnungsnotfall werden Ergebnisse der Frauenforschung zu diesem Themenschwerpunkt ebenfalls hier aufgegriffen.

2.4 Armutsrisiken und Armut von Frauen

In der Frauenforschung wird seit Mitte der siebziger Jahre das Thema "Frauenarmut" bearbeitet (vgl. Dokumentationen der Berliner Sommeruniversität 1977, 1978). Seitdem wurde die große Bedeutung von Armut für Frauen immer wieder mit dem Begriff "Feminisierung der Armut" (vgl. Pfaff 1992; Gerhard 1999) bzw. mit der These "die Armut ist weiblich" (vgl. Köppen 1985; Reinl 1997) unterstrichen. Die geschlechtsspezifischen Armutsrisiken für Frauen wurden in den Strukturen der geschlechtlichen Arbeitsteilung, der Diskriminierung von Frauen auf dem Erwerbsarbeitsmarkt und in den Sozialen Sicherungssystemen verortet. In neueren Studien wird darüber hinaus auf die Bedeutung des Gewaltpotenzials im häuslichen Bereich als spezifisch weiblichem Armutsrisiko hingewiesen. Die Lebenssituation von Frauen "in besonderen Lebenslagen", z.B. wohnungslosen Frauen, Frauen mit einer Behinderung, Migrantinnen, Frauen mit einer Sucht- oder Drogenabhängigkeit, wird außerdem noch einmal als deprivierter charakterisiert als die von Männern in vergleichbaren Situationen, wobei die Geschlechtszugehörigkeit als Ursache dafür gilt (vgl. Sellach 2000). Weiter werden spezifische Lebens-

situationen, die mit einem hohen Armutsrisiko verknüpft sind, als eindeutig "weiblich" angesehen, wie beispielsweise die Arbeit in der Prostitution oder ein Schwangerschaftskonflikt (vgl. Köppen 1994).

Im "Mainstream" der sozialwissenschaftlichen Armutsforschung wurde auf phänomenologischer Ebene die These von der "Feminisierung" der Armut einerseits geteilt, weil sie von den statistischen Befunden her, z.B. dem deutlich geringeren durchschnittlichen Einkommen allein lebender Frauen, ihrem überproportional hohen Anteil an den Sozialhilfeempfänger/innen oder der hohen Armutsbelastung allein erziehender Mütter, eindrücklich belegt wurde (vgl. Bundesregierung 2001). Andererseits haben die theoretischen Begründungen für die spezifischen weiblichen Armutsrisiken noch kaum Eingang in die "Mainstream"-Forschung gefunden.

Die kontroversen Einschätzungen zu Armutsrisiken und zum Umfang weiblicher Armut haben einen Ursprung in der fehlenden Geschlechterdifferenz bei der sozialwissenschaftlichen Erhebung und Auswertung von Daten, mit denen die sozialen Lebensverhältnisse der Bevölkerung charakterisiert werden. In der Regel werden die Daten nach unterschiedlichen Merkmalen erhoben und ausgewertet, wobei das Merkmal "Geschlecht" nur als ein Merkmal neben Alter, Familienstand, Bildungsstand, Haushaltsgröße u.a. und nicht als ein Querschnittsmerkmal gilt. Daher werden die Merkmale wie Alter oder Familienstand nicht weiter geschlechtsspezifisch differenziert (vgl. Stiegler 1998). In der Regel wird zwar der jeweilige Anteil der Geschlechter ermittelt; andere Erhebungsmerkmale werden dann jedoch nicht mehr weitergehend nach Geschlecht aufgeschlüsselt. Außerdem werden im Erhebungskonzept des Haushaltsansatzes der Armutsforschung die Merkmale zur sozialen Kennzeichnung der Haushalte, wie Bildungsstand und soziale Stellung, nur für die Haushaltsvorstände ausgewiesen. Sie sind außer in weiblichen Einzelhaushalten und bei weiblichen Alleinerziehenden in der Regel jedoch männlich. Weiter wird das Haushaltseinkommen nur nach dem Äquivalenzeinkommen-Modell auf die Haushaltsangehörigen verteilt, nicht nach der jeweiligen tatsächlichen Höhe. Das bedeutet, dass nach der - neuen - OECD-Skala dem Haushaltsvorstand 1.0, der zweiten Person 0,5 und jeder weiteren Person 0,3 des Haushaltseinkommens anteilig zugerechnet werden. Wenn das Nettoäquivalenzeinkommen dann als Personeneinkommen gewertet wird, werden Frauen, unabhängig davon, was sie zum Haushaltseinkommen beitragen, immer mit einem ihrer realen Beschäftigungs- und Einkommenssituation nicht entsprechenden Einkommen erfasst. Frauenspezifische Armutsrisiken – z.B. im Fall einer Trennung bei zu geringem eigenem Einkommen wegen familiärer Verpflichtungen - werden in dieser statistischen Darstellung der Einkommenssituation von Haushalten nicht sichtbar und damit nicht quantifizierbar. Ihre Perspektiven auf dem Arbeitsmarkt, z.B. aufgrund ihrer beruflichen Qualifizierung, lassen sich ebenfalls nicht einschätzen, da nur die sozialen Merkmale des Haushaltsvorstandes erhoben werden. Spezifische Risikogruppen, z.B. abhängig Beschäftigte in minder qualifizierten Tätigkeitsbereichen, lassen sich aus den Daten daher weitgehend nur für Männer erschließen, für Frauen jedoch nicht.

Um die Befunde der Armutsforschung des "Mainstream" und die der Frauenforschung konstruktiv diskutieren zu können, muss daher zwischen sozialer Ungleichheit zwischen den Geschlechtern, spezifischen Armutsrisiken für Frauen und der tatsächlichen Armut von Frauen unterschieden werden.

Soziale Ungleichheit zwischen den Geschlechtern

Unabhängig von jeder Definition einer Armutsschwelle ist die soziale Ungleichheit zwischen den Geschlechtern empirisch nachgewiesen. So ist beispielsweise das Berufsspektrum für Frauen immer noch sehr eng. Sie verdienen weiterhin erheblich weniger als Männer (WSI-Bericht 2001). Sie arbeiten in hohem Ausmaß in Teilzeit oder unterbrechen ihre Erwerbsarbeit wegen ihrer "häuslichen Bindungen". Sie beziehen ihre Existenzsicherung und ihre sozialen Rechte nicht wie Männer hauptsächlich aus formellen Arbeitsverhältnissen, sondern auch aus informeller Erwerbsarbeit. Typische Formen informeller Erwerbsarbeit von Frauen sind geringfügige Beschäftigungsverhältnisse, Werk- und Provisionsverträge, Angehörigen-Mitarbeit, Heimarbeit. Bis noch ins Jahr 2002 hinein völlig unregelt war und noch immer im Umfang unbekannt ist die Arbeit von Frauen im Prostitutions- und Pornogewerbe, im Vergnügungsgewerbe, z.B. als Animierdamen, Begleiterinnen, Models (vgl. Rowhani-Ennemoser 1997). Erst mit einer geschlechtsdifferenzierten Operationalisierung der Armutsschwelle in einem politisch normativen Konsens kann jedoch ermittelt werden, inwieweit soziale Ungleichheit auch Armut ist. Die nachteiligen Konsequenzen, die Frauen aus ihrer gesellschaftlichen Verpflichtung für die Haus- und Familienarbeit erwachsen und die nicht schon unmittelbar als Armut gelten, können daher eher mit dem "Begriff soziale Ungleichheit charakterisiert werden als mit dem Begriff Armut" (Mädje/Neusüß 1996, S. 214).

Armutsrisiken für Frauen

Frauen mit und ohne Kinder, die mit Männern zusammenleben und deren Haushaltseinkommen zusammen oberhalb der Sozialhilfegrenze liegt, werden prinzipiell als nicht arm angesehen, auch wenn sie selbst kein eigenes oder ein allein nicht Existenz sicherndes Einkommen haben. Da sie aber nur ein vermitteltes Einkommen als Unterhaltsanspruch gegenüber dem Ehemann haben, tragen sie ein Armutsrisiko. Solange die Ehe/Partnerschaft und damit auch familiäre Subsidiarität, die auch dem System der sozialen Sicherung zugrunde liegt, besteht, sind sie nicht arm; sie drohen aber bei Trennung oder Scheidung oder bei der Flucht aus Gewalt geprägten Lebensverhältnissen zu verarmen, wenn sie sich nicht alternative Einkommensquellen erschließen können, bzw. wegen der Versorgung von Kindern einer Vollzeiterwerbstätigkeit nicht nachgehen können (vgl. Andreß/Lohmann 2000). "Frauen sind einen Mann weit von der Armut entfernt" (Simmel-Joachim 1993, S. 353). Stiegler hat den Begriff von der "verborgenen Armut der Frauen" (1998) geprägt und charakterisiert damit die spezifisch weiblichen Armutsrisiken (vgl. auch Reintl 1997).

Armut von Frauen

Armut beinhaltet die qualitative und quantitative Unterversorgung in verschiedenen Lebensbereichen. Sie ist als absolute Armut Existenz gefährdend. Als relative Armut bezeichnet sie eine am durchschnittlichen Lebensstandard gemessene Unterversorgung. Zur Bestimmung von Armut in der Gesellschaft, von Frauen und Männern, Familien, jungen und alten Menschen oder Inländer/innen und Ausländer/innen ist die Festlegung einer Armutsschwelle notwendig, die qualitative und quantitative Dimensionen umfasst. Dabei ist gesellschaftspolitisch zu entscheiden, welchen "Grad an Ungleichheit von Lebenschancen und Lebensbedingungen wir in dieser reichen Gesellschaft als gegeben hinzunehmen bereit sind" (Hanesch u.a. 1994, S. 23). Die Armutsschwelle ist

daher eine gesellschaftliche Konvention. Armut wird noch weitgehend als Einkommensarmut definiert (Ressourcenansatz, vgl. MASSKS 1998; Neumann 1999). Da die von der EU-Kommission verwendete Armutsgrenze bei 50% des Durchschnittseinkommens der Privathaushalte nur als eine Annäherung gilt, wird in der sozialpolitischen Diskussion die Armutsschwelle auch bei der berechenbaren Sozialhilfebedürftigkeit verortet. Sie kann als gesetzlich normiertes Einkommensminimum gelten und hat 1998 noch bei etwa 40% des Durchschnittseinkommens der Privathaushalte gelegen (vgl. MASSKS 1998, S. 14). Armut in dieser Größenordnung birgt das Risiko des Wohnens in unzumutbarer Wohnung, des Wohnungsverlustes und der Wohnungslosigkeit.

In der Bundesrepublik Deutschland gilt eine Frau daher als arm, wenn sie einen Anspruch auf Sozialhilfe hat. Mit dem Bezug der aus Steuermitteln finanzierten Sozialhilfe gilt die Armut dann als abgewendet, wobei der Begriff "bekämpft" in diesem Kontext kontrovers diskutiert wird (vgl. MASSKS 1998, S. 14). Diese Armutdefinition ist jedoch nicht ausschließlich auf Einkommen bezogen, denn im Bundessozialhilfegesetz (BSHG) ist ein Rechtsanspruch formuliert, nach dem zur Sozialhilfe auch Beziehungen zur Umwelt und eine Teilnahme am kulturellen Leben gehören. In diesem weit gefassten und an den gesellschaftlich strukturierten Lebensverhältnissen von Frauen orientierten Armutverständnis gelten daher Frauen als arm, die nicht nur über geringe wirtschaftliche Mittel verfügen, sondern auch gesundheitlich oder sozial eingeschränkt sind.

Ursachen der Armut von Frauen

"Was letztlich als Armutsursache identifiziert wird, hängt nicht unerheblich davon ab, wie weit man die Wirkungskette von möglichen Ursachen zurückverfolgt" (Hauser/Neumann 1992, S. 251). In der Frauenforschung wird die "Wirkungskette" bis auf den "Geschlechtervertrag" zurückgeführt. Stiegler beispielsweise bezeichnet die "Privatisierung und Feminisierung der Haus- und Sorgearbeit für Kinder und Bedürftige und die selbstverständliche Mitversorgung von Ehemännern durch die Frauen bei gleichzeitiger gesellschaftlicher Unterbewertung dieser Arbeit" als "Quellen des spezifischen Armutsrisikos" von Frauen (Stiegler 1998, S. 24). Gerhard nennt das den "Dreh- und Angelpunkt der Benachteiligung in der 'Arbeitsgesellschaft'" (Gerhard 1994, S. 16). Damit greifen sie das Argument von Kickbusch/Riedmüller auf, die die Grundlage einer Theorie der weiblichen Armut aus der Analyse der Hausarbeit abgeleitet haben, die für sie den "Schlüssel zum Verständnis der sozialen Wirklichkeit von Frauen" enthielt (Kickbusch/Riedmüller 1984, S. 7). Festzuhalten ist, dass in der Frauenforschung die Ursachen eines spezifisch weiblichen Armutsrisikos in der geschlechtshierarchischen Arbeitsteilung zwischen Männern und Frauen (vgl. Simmel-Joachim 1993/3, S. 352) angesiedelt und damit aus den Strukturen des gesellschaftlich vermittelten Geschlechterverhältnisses abgeleitet werden. Aufgrund der Teilung der gesellschaftlichen Arbeit in die unbezahlte Haus- und Familienarbeit und die bezahlte Erwerbsarbeit haben Frauen, die die unbezahlte Arbeit verrichten, ohne selbst über Erwerbseinkommen zu verfügen, kein eigenständiges Einkommen, sondern sind abhängig vom Einkommen/Unterhalt des Mannes.

Erst durch die Rückführung der "Naturwüchsigkeit" unbezahlter und weitgehend von Frauen verrichteter Hausarbeit auf ihre gesellschaftlich vermittelte Form wurde der Blick frei für die Erkenntnis, dass die wirtschaftlichen und sozialen Konsequenzen, die

Frauen aus ihrer angeblich "natürlichen Bestimmung" erwachsen, strukturell vermittelte Armutsrisiken sind (vgl. Bock/Duden 1977, Enders-Drägässer 1980). Die Bindung an das "Haus", die Verantwortung für die Betreuung und Versorgung von Kindern und - im marxistischen Theorieansatz – die alltägliche Reproduktion der "Ware Arbeitskraft", die das Familieneinkommen zu beschaffen hat, verhindern, dass Frauen in gleicher Weise und in gleichem Umfang wie Männer erwerbstätig sein können. Weil aber "Arbeitschancen und Arbeitseinkommen eine zentrale Rolle zukommt in der Verhinderung von Armut" (Pfaff 1995, S. 41), sind die Ausgangsbedingungen für Frauen, die sich für ein Leben mit Kindern entscheiden, strukturell bedingt ungünstiger als die von Männern.

Von daher ist auf der ersten Ebene der Analyse der Frauenforschung das wegen der häuslichen Bindung fehlende eigene Einkommen als das zentrale Armutsrisiko von Frauen identifiziert worden. Auf der zweiten Ebene der Analyse sind die beiden Quellen von Einkommen, neben dem Familienunterhalt die sozialstaatlichen Leistungen und der Zugang zum Erwerbsarbeitsmarkt, daraufhin untersucht worden, inwieweit die grundlegende Struktur der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung dort fortgeschrieben und damit das Armutsrisiko für Frauen verstärkt wird.

In der Familie/im Haushalt hat die geschlechtliche Arbeitsteilung ihre gesellschaftliche Form. Frauen haben damit zwei Zugänge zum Netz sozialer Sicherung, "nach wie vor den über Ehe, Familie/Betreuungszeiten und den über eigene, allerdings diskontinuierliche Erwerbsarbeit" (Ostner 1994, S. 127). Die auf das Modell des "Haushaltes" gegründete so genannte Familiensubsidarität bildet auch die Grundlage des sozialstaatlichen Handelns und strukturiert die Systeme der sozialen Sicherung, so dass "Sozialpolitik als Geschlechterpolitik" definiert worden ist (vgl. Ostner 1994, S. 125).

Riedmüller und Gerhard (1985; 1987) unterscheiden in der Sozialpolitik zwischen Arbeiterpolitik und Armutspolitik und ordnen das System der Leistungen geschlechtsspezifisch. Als "Arbeiterpolitik" bezeichnen sie das System der sozialen Sicherung; als "Armutspolitik" die Sozialhilfe. Riedmüller greift gleichzeitig die These wieder auf, nach der soziale Prozesse, z.B. die Kinderfrage, von der wirtschaftlichen Logik der Industrialisierung und ihrer Entsprechung in der Sozial- und Steuergesetzgebung bestimmt werden. Denn "die staatliche Arbeiterpolitik (Soziale Sicherung) hat die Familienarbeit der Frau immer vorausgesetzt und von ihr profitiert, hat sie aber selten honoriert oder abstützend gesichert" (Riedmüller 1984, S. 313). Das bedeutet, dass Frauen "unverhältnismäßig stark durch die Armenpolitik betroffen sind", denn in der BRD sind vor allem diejenigen arm, die "nicht oder nur für kurze Zeit erwerbstätig sind, die über geringe Arbeitseinkommen und folglich über keine oder zu niedrige soziale Leistungen verfügen" (Riedmüller 1984, S. 314).

Das Zentrum der „Arbeiterpolitik“, das Sozialversicherungssystem, ist orientiert am Erwerbsarbeitsleben. Die Anspruchsberechtigung wird durch Beiträge in Zeiten der Erwerbstätigkeit erworben. Diese „Arbeiterpolitik“ ist systematisch ausgerichtet auf eine ununterbrochene Erwerbsbiographie. Z.B. kann die höchste Rente nur durch ununterbrochene Erwerbstätigkeit erworben werden; so genannte "Kinderpausen" wirken sich dagegen rentenmindernd aus. Zielgruppen für diese Politik sind daher nach wie vor eher die männlichen Erwerbstätigen, auch wenn die gesetzlichen Bestimmungen geschlechtsneutral formuliert sind. Selbst die in der Rentenreform 1992 ausgeweitete Berücksichtigung der Kindererziehungszeiten stellt "keinen Fortschritt im Aufbau einer eigenständigen Sicherung der Frau dar, da sie weder typische Versicherungslücken

schließen“ (Veil 1992, S. 89). Mit diesem ausschließlichen Bezug auf die Erwerbsarbeit und ihrer monetären Absicherung auch in individuellen Krisensituationen und im Alter wird gleichzeitig die Haus- und Familienarbeit gesellschaftlich und sozial abgewertet, weil mit ihr keinerlei vergleichbaren Rechte und Absicherungen erworben werden können.

Wichtige sozialpolitische Leistungen zur sozialen Absicherung, wie zum Beispiel Krankenversicherung, Arbeitslosenversicherung und Rentenversicherung, sind ausschließlich an die kontinuierliche formelle Erwerbsarbeit gebunden. Dabei werden weder Werk- und Honorarverträge, "Angehörigen-Mithilfe“ (außer in der Landwirtschaft) noch die Arbeit in der Prostitution und im Pornogewerbe einbezogen (Rowhani-Ennemoser 1997). Außerdem bleiben die Lebenskonzepte der Frauen mit ihrem zugleich von formeller bzw. informeller Erwerbsarbeit und häuslicher Versorgungsarbeit, ihre familienbedingten Unterbrechungen und ihre Einschränkungen, die zu Teilzeit-Erwerbsarbeit führen, fast unberücksichtigt und damit ihre zur Gewährleistung des Generationenvertrags erbrachten unentgeltlichen familiären Arbeitsleistungen (vgl. Sellach 1995, 1996). Zur "Arbeiterpolitik" gehören auch familienbezogene Sozialleistungen, wie Familienlastenausgleich, Kindergeld und Erziehungs"urlaub“, die den Frauen ermöglichen sollen, die Familie zu versorgen. Die materiellen Leistungen des Familienlastenausgleichs, z.B. Steuerfreibeträge oder das so genannte Ehegattensplitting, kommen aber wieder fast ausschließlich den männlichen Einkommensbezieherinnen zugute. Sie entscheiden individuell darüber, inwieweit sie diesen Ausgleich an den "Haushalt" weitergeben.

Mit "Armutspolitik" wird dagegen auf eine Vielzahl individueller Problemlagen außerhalb des Erwerbsarbeitslebens reagiert, die aus dem Versicherungsprinzip herausfallen. Im gesetzlichen Regelwerk für diesen Bereich, dem BSHG, werden eine Vielfalt von individuellen Notlagen, wie Krankheit, Behinderung, Armut, definiert, auf die staatliches Handeln in Form von materiellen und immateriellen Diensten reagiert. Wenn diese Notlagen genauer untersucht werden, so sind viele ihrer Erscheinungsformen sehr eng mit der Haus- und Familienarbeit von Frauen verknüpft.

Die Ursache der Armut von Frauen ist daher eine "im Sozialstaat angelegte strukturelle Benachteiligung und Ausgrenzung, angelegt in einem patriarchal konstruierten Sozialstaat, der eine eigene Existenzsicherung für Frauen nicht vorsieht" (Reinl 1997, S. 116). Gegen diese grundsätzliche Kritik in der Frauenforschung am Sozialstaat wenden Mädje/Neusüß ein, dass Frauen in der feministischen Analyse "vorzugsweise als Mütter wahrgenommen werden" (Mädje/Neusüß 1996, S. 212). Tatsächlich wird im Erklärungsansatz der Frauenforschung von Frauen ausgegangen, die Kinder haben. Mutter zu sein wird damit theoretisch als Normalität im weiblichen Leben gesetzt, verknüpft mit der Erkenntnis, dass Kinder zu haben und für ihre Versorgung verantwortlich zu sein, im deutschen Sozialstaat zum Armutsrisiko werden kann (vgl. Riedmüller 1984). Aber auch die Vielfalt des modernen weiblichen Lebens, insbesondere die Zunahme der Gruppe der kinderlosen Frauen, ändert nichts an der grundsätzlichen Erkenntnis, dass die Versorgungsarbeit für Kinder oder betreuungsbedürftige Angehörige prinzipiell einkommenslos bleibt und erst vermittelt über das Einkommen anderer, Sozialleistungen oder staatliche Transferleistungen die wirtschaftliche Existenz der Personen, die diese Arbeit leisten, gesichert werden kann. "Die Opportunitätskosten, die Kinder für

Frauen bedeuten, erklären deshalb weitgehend, warum vor allem qualifizierte Frauen später heiraten und immer häufiger keine Kinder haben" (Ostner 1995, S. 98).

Darüber hinaus bringen "geschlechtsneutrale Regelungen in der Sozialpolitik geschlechtsspezifische Merkmale hervor" (Reinl 1997, S. 114, vgl. auch Pfaff 1994), mit je eigenen Ordnungsbereichen und Verfahrensweisen in der Sozialversicherung oder in der Sozialhilfe. Da die Lebenslagen von Frauen "zwischen Erwerb und Familie unbeachtet bleiben", wird faktisch gerade durch die Norm der Gleichstellung ein hohes Maß an geschlechtsspezifischer Ungleichheit bezüglich ökonomischer, sozialer und kultureller Lebenschancen produziert und verfestigt" (Reinl 1997, S. 116). Ähnlich hat Riedmüller schon 1984 eine "institutionalisierte Ungleichheitsbehandlung und Ausgrenzung der Frau im Sozialrecht auf zwei Ebenen" festgestellt, der Ebene "der gesetzlichen und administrativen Zwecksetzung sozialer Sicherung und der objektiven Leistungsvoraussetzungen" und der Ebene "des Zugangs zu sozialen Leistungen und der subjektiven Inanspruchnahme von Rechten." (Riedmüller 1984, S. 49).

Die geschlechtsspezifische Struktur der Armut beruht auf zwei "systematischen Fehlern sozialer Sicherung" (Gerhard 1999, S. 289). Zum einen ist es die "fehlende oder unzureichende Möglichkeit, durch eigene Erwerbstätigkeit Einkommen zu erzielen" wegen der Bindung durch die Haus- und Familienarbeit, die zu 75% von Frauen verrichtet wird. Der zweite Fehler liegt in den "fehlenden oder zu geringen Unterhalts- und Unterhaltersatzleistungen" (vgl. Pfaff 1992). So ist z.B. unklar, inwieweit die (Ehe-)Männer ihren Unterhaltsverpflichtungen in der Weise nachkommen, dass Frauen "tatsächlich seinen Lebensstandard teilen" (Pfaff 1992, S. 435), insbesondere im Binnenraum des Haushaltes. Notz sieht in der "ungleichen Verteilung von bezahlter und unbezahlter Arbeit zwischen Männern und Frauen und aus den großen Differenzen in der Bewertung der bezahlt geleisteten Arbeit" die Ursachen für die Geschlechtsspezifik von Armut (Notz 1998, S. 129).

In der Frauenforschung war daher auch die Frage danach, wie Frauen mit eigener Erwerbsarbeit zu einem Existenz sichernden Einkommen kommen können, um nicht "arm" zu werden oder zu sein, ein Grundthema in der Analyse der Ursachen für weibliche Armut und zugleich ein in der Analyse nicht zu lösendes Problem. Denn "eine eigenständige Existenzsicherung der Mütter im erwerbsfähigen Alter in der Bundesrepublik verlangt eine Politik der Quadratur des Kreises: Sie muss ihre Erwerbsbeteiligung und ihre Verfügbarkeit für den Arbeitsmarkt ebenso fördern, wie den Ausfall für häusliche Betreuungsarbeit kompensieren" (Ostner, S. 1994:126). Frauen nehmen zwar zunehmend mehr das Recht auf eigene Erwerbsarbeit in Anspruch, wegen ihres deutlich höheren Qualifikationsniveaus und um sich eine von Männern unabhängige wirtschaftliche Basis zu schaffen. Sie gehen dabei von der Erkenntnis aus, dass in der Gesellschaft die Verteilung von Lebenschancen und Lebensbedingungen im wesentlichen über Geld/Einkommen geregelt ist. Für Frauen, die in der DDR aufgewachsen sind, galt die Vollzeitwerbsarbeit als Normalität, auch wenn die Frage der gleichberechtigten Aufgabenteilung in der Haus- und Familienarbeit dort ebenfalls nicht gelöst war.

Für die „Integration weiblicher Arbeitskräfte“ in den Arbeitsmarkt werden "drei problematische Muster gezeichnet:

- das Muster einer "geschlechtsspezifischen Segregation der Arbeits- und Berufsfelder",
- die Konzentration "auf Teilzeitarbeit bzw. ungeschützte Arbeitsverhältnisse" und die

- Verknüpfung mit "diskontinuierlichen Zeitarra­ngements im individuellen Lebenslauf" (Reinl 1997, S. 117).

Die Folgen sind u.a. schlechte Bezahlung, erhöhte Arbeitsmarktrisiken, Teilzeitbeschäftigung, ungeschützte Arbeitsverhältnisse und das Pendeln zwischen Familie und Erwerbsarbeit im Verlauf der Erwerbsbiographie (vgl. Pfaff 1992).

Reinl fasst die Ergebnisse der Frauenforschung zusammen, wenn sie feststellt, dass es "um die Möglichkeiten weiblicher Existenzsicherung im Sozialstaat schlecht bestellt ist", denn die Existenz ist über den Arbeitsmarkt kaum gesichert, die Defizite werden im Sozialversicherungssystem fortgeschrieben, so dass Frauen weiter "auf Unterstützung anderer, in der Regel die eines Mannes, angewiesen bleiben" (Reinl 1997, S. 120). Dies bleibt jedoch unsichtbar, da "es den grundsätzlichen Normalitätsannahmen wohlfahrtsstaatlicher Regulierung entspricht. Gewöhnlich verdeckt die abhängige materielle Sicherung über den (Ehe-)Mann nach außen die charakteristischen Armutsrisiken und die charakteristische Armutsbetroffenheit von Frauen, was die Unsichtbarkeit von weiblicher Armut begründet" (Reinl 1997, S. 122).

Die Theorien in der ökonomischen und sozialwissenschaftlichen Armutsforschung zu den Ursachen von Armut in der Gesellschaft, von denen einige markante Aussagen hier kurz skizziert werden sollen, sind insofern relativ ähnlich wie die in der Frauenforschung, als hier ebenso wie dort die Einkommensarmut weitgehend im Mittelpunkt steht, d.h. weitgehend im Kontext des monetären Ressourcenansatzes diskutiert wird. Der zentrale Unterschied zu den Erklärungsansätzen in der Frauenforschung besteht darin, dass sie "geschlechtsneutral" formuliert sind. Denn die Erklärungsansätze bleiben in der Verfolgung der "Wirkungskette" auf der Ebene des Arbeitsmarktes und des Systems sozialer Leistungen stehen, d.h. "Arbeit" wird nur in ihrer bezahlten Form wahrgenommen, die unbezahlte Haus- und Familienarbeit bleibt analytisch unberücksichtigt. Hauser/Neuman haben 1992 in einem Überblick die Armutsforschung ausgewertet und darin ihre grundsätzliche Aussagen zu den Ursachen von Armut zusammengetragen. Danach hat Armut sozialstrukturelle und ökonomische Ursachen. Ausgangspunkt ist der Ansatz der "relativen" Armut, in dem Armut mit dem Lebensstandard einer Gesellschaft verknüpft wird, gegenüber dem Ansatz der "absoluten" Armut, der auf das physische Existenzminimum bezogen ist. Als Ursachen für Einkommensarmut (Ressourcenansatz) stehen Defizite des Arbeitsmarktes, auf dem Einkommen erwirtschaftet wird, im Mittelpunkt sowie Defizite des sozialen Sicherungssystems, das soziale Risiken absichern soll. Daneben werden Defizite in der staatlichen Infrastruktur genannt, so dass die für die Integration in die Erwerbsarbeit notwendigen Dienstleistungen wie Kinderbetreuung oder angemessenen Wohnmöglichkeiten nicht zur Verfügung stehen. Schließlich wird auch das individuelle Verhalten als eine Ursache bezeichnet "im Hinblick auf Heirat, Scheidung, Geburt von Kindern, Bereitschaft zur Fortbildung, Bereitschaft zur Integration in den Arbeitsmarkt und abweichendes Verhalten" (Hauser/Neumann 1992, S. 249). Hauser/Neumann kritisieren insbesondere die Erklärungen, in denen Armut vor allem auf die Defizite der sozialen Absicherung zurückgeführt wird, als "vordergründig". Sie heben außerdem hervor, dass Armutsmerkmale, wie "niedrige Bildung, Alleinerzieherstatus oder abweichendes Verhalten" "nicht zwingend Ursachen von Armut sind, sie können ebenso Ergebnisse eines Lebens in Armut sein" (Hauser/Neumann 1992, S. 250).

In einem anderen, ebenfalls ökonomisch begründeten Erklärungsansatz, wird Armut als Resultat des dualen Arbeitsmarktes gesehen. Danach tragen so genannte "Randbelegschaften" in Unternehmen und Betrieben ("Frauen, Ausländer, Ältere und leistungsgeminderte Personen") (Hauser/Neumann 1992, S. 251) ein erhöhtes Armutsrisiko, weil ihre Beschäftigungssituation nicht stabil ist. Ihre prekäre Stellung in der Erwerbsarbeit mindert auch die Leistungen aus dem sozialen Sicherungssystem. Auch der Erklärungsansatz im Kontext der "marxistischen Klassentheorie" bleibt im Bereich der Ressourcenarmut, insofern die Ursache von Armut im Widerspruch von Kapital und Arbeit angesiedelt wird (vgl. Jacobs 2000). Bartelheimer liefert einen Erklärungsansatz, der mit den Strukturen moderner Industriegesellschaften begründet wird und die Ergebnisse der dynamischen Armutsforschung aufgreift. Danach werden "in unserer Gesellschaft Lebenschancen auf zwei Teilmärkten sortiert und verteilt, dem Arbeits- und dem Wohnungsmarkt. Die Funktionsweise dieser Märkte ist mit sozialen Risiken verbunden" (Bartelheimer 1997, S. 15). Hinzu kommen soziale Risiken im Lebenslauf, "die großen Übergänge im individuellen Lebenslauf: von der Schule in Ausbildung und Erwerbsarbeit, von der Erwerbsarbeit in die Rente" (Bartelheimer 1997, S. 17). Neumann (1999) bezieht in die Erklärungen zu den Ursachen von Armut auch den Ansatz von Geißler ein, der ihn 1974 als "neue soziale Frage" formuliert hat. Danach werden aufgrund der Lösung der "alten sozialen Frage" im 19. Jahrhundert "nicht produzierende und damit nicht organisierte Personen" durch das vorwiegend am Erwerbssystem ausgerichtete soziale Sicherungssystem systematisch benachteiligt. "Hinzu kommt auf der gesellschaftlichen Ebene eine Entwicklung zur sozialen Heterogenität, ein rascher technisch-wissenschaftlicher Fortschritt und eine Ausweitung des Geschlechterkonfliktes" (Neumann 1999, S. 23).

Verschiedene Argumente der hier nur kurz skizzierten theoretischen Annahmen der Frauenforschung zu den Ursachen der Armut von Frauen finden sich jedoch auch in den Arbeiten der sozialwissenschaftlichen Armutsforschung, werden dort aber nicht geschlechtsdifferenziert diskutiert. Die "Wirkungskette" wird nicht so weit zurückverfolgt, dass die in der Struktur des deutschen Sozialstaats angelegten Ursachen systematisch benannt werden. Die Haus- und Familienarbeit und die in den Strukturen der modernen Industriegesellschaft und des Sozialstaats vermittelte soziale Situation der "hausarbeitenden" Frauen bleibt unberücksichtigt. Allenfalls werden spezifische Ursachen spezifischen Armutgruppen zugeordnet, z.B. fehlende Kinderbetreuung als Ursache für die hohe Armutsquote bei allein erziehenden Müttern. Offen bleibt zum einen die Frage, warum die Minderheit der allein erziehenden Väter kein vergleichbares Armutsrisiko trägt. Zum anderen ist die Zusammenfassung von "abweichendem Verhalten" und der Entscheidung für die "Geburt von Kindern" im Begriff des "individuellen Verhaltens" ein deutliches Indiz dafür, dass einem "geschlechtsneutralen" Blick auf die Ursachen von Armut die strukturellen Voraussetzungen des "Geschlechtervertrages" entgehen. Auch Jacobs, der die "moderne" Armut mit den Wirkungen des modernen Industriekapitalismus begründet, bleibt an der "geschlechtsneutralen" Oberfläche, wenn er unter den Gruppen der Bevölkerung, die bei der "primären Einkommensverteilung" auf dem Arbeitsmarkt "leer ausgehen", Frauen als Beispiel nennt, weil sie "gar nicht am Erwerbsleben teilnehmen" (Jacobs 2000, S. 240).

Bei Berechnungen von Armutsquoten ermittelt Hauser (1997) auf der Datengrundlage des Sozioökonomischen Panels (SOEP) bis einschließlich für den Zeitraum von 1991 bis 1995 eine höhere Armutsbelastung von Frauen. Dabei ist deutlich, dass in West-

deutschland bei einer vergleichbaren Belastung von Kindern und Jugendlichen beiden Geschlechts Frauen im erwerbsfähigen Alter und ältere Frauen deutlich höher belastet sind als Männer. In Ostdeutschland ist das Bild nicht so eindeutig. Aufgrund der hohen Erwerbsbeteiligung der Frauen dort ist die Armutsquote von Frauen und Männern im erwerbsfähigen Alter in 1995 fast identisch.

Als eine Ursache für das erhöhte Armutsrisiko bzw. für die reale Armut von Frauen werden in der Frauen- und Armutforschung ihre Benachteiligung im Erwerbsleben und das im Vergleich zu dem der Männer deutlich niedrigere Einkommensniveau genannt. Frauen verdienen durchschnittlich weniger als Männer und tragen daher ein erhöhtes Armutsrisiko, bzw. mehr ledige und allein stehende Frauen als Männer leben trotz eigener Erwerbstätigkeit am Rande der Armut (vgl. Sörensen 1992, Krause/Habich 2000). Dazu tragen der geschlechtsspezifisch strukturierte Erwerbsarbeitsmarkt mit typischen Integrationsbarrieren für Frauen ebenso bei wie die geschlechtsspezifische Einkommensstruktur und die Flexibilisierung der Arbeitszeit (vgl. WZB 2000).

Holst/Maier (1998) haben in Ihrem Beitrag "Normalarbeitsverhältnis und Geschlechterordnung" verschiedene Diskussionsbeiträge zu den gesellschaftlichen Strukturen, in denen Frauen erwerbstätig sind, noch einmal zusammengefasst. Als entscheidend für das Erwerbsverhalten von Frauen sehen sie an, dass "die 'andere' Arbeitssphäre der Gesellschaft (die Hausarbeit) gar nicht mehr als Arbeit in Erscheinung tritt" (Holst/Maier 1998, S. 507). Denn die Mehrheit der Frauen in Westdeutschland unterbricht die Erwerbsarbeit, wenn Kinder geboren werden. Vor diesem Hintergrund "entwickelten sich die Geschlechterverhältnisse in Westdeutschland in Richtung Versorgerehe mit zu verdienender Ehefrau. Auf Seiten des Arbeitsmarktes wurden diese Arrangements durch eine wachsende Zahl von Teilzeitarbeitsplätzen und geringfügiger Beschäftigung stabilisiert" (Holst/Maier 1998, S. 515). Ostdeutsche Frauen dagegen sind von einem Ehemodell mit zwei vollberufstätigen Partnern ausgegangen und wurden durch eine hohe Dichte an Kinderbetreuungseinrichtungen dabei unterstützt. So waren beispielsweise nur 6% der Frauen des Geburtsjahrganges 1955 in der Zeit, bis ihre Kinder 3 Jahre alt waren, nicht erwerbstätig (vgl. Johne 1992, S. 266). Holst/Maier formulieren die These, dass die Flexibilisierung des Arbeitsmarktes "eine Ausdehnung der atypischen Beschäftigungsverhältnisse mit Hilfe qualifizierter, erwerbsorientierter und flexibler Frauen" ist und der "Kernbestand männlich normierter Arbeitsverhältnisse (und erwerbstätiger Männer) nicht (vermutlich noch nicht) erreicht wurde" (Holst/Maier 1998, S. 511). Für die Einschätzung der Armutsrisiken von Frauen bedeutet das, dass die Kluft zwischen den Positionen von Männern und Frauen auf dem Erwerbsarbeitsmarkt und im Einkommensgefüge trotz steigender Erwerbsbeteiligung von Frauen weiter geworden ist. Eine bewusste Umgestaltung des Geschlechtervertrages in Bezug auf die Arbeitsteilung in Beruf und Familie, z.B. entsprechend dem Modell des Paares mit gleichberechtigter Verteilung von Erwerbs- und Hausarbeit, erwächst nach Meinung von Holst/Maier noch nicht unmittelbar aus der Flexibilisierung des Erwerbsarbeitsmarktes. Darüber hinaus wird aus einer Analyse weiblicher Erwerbsverläufe im alten Bundesgebiet deutlich, dass "die Diskontinuität der Erwerbsverläufe trotz zunehmender Frauenerwerbstätigkeit weiterhin wesentliches Merkmal der 'weiblichen Normalbiographie' ist" (Prinz 1992, S. 240).

Die Ursachen für ein spezifisch weibliches Armutsrisiko und für spezifisch weibliche Erscheinungsformen von Armut sind daher:

- die Probleme, die Frauen haben, ein eigenständiges Existenz sicherndes Einkommen zu erwirtschaften, weil vorwiegend sie die Anforderungen von Erwerbsarbeit und Familie zu vereinbaren haben. Die damit verbundenen Einschränkungen der Erwerbstätigkeit, für die u.a. Teilzeitarbeit oder geringfügige Beschäftigungsverhältnisse Beispiele sind, bedeuten reale Einkommensverluste. Wenn Frauen für beide Arbeitsbereiche allein verantwortlich sind, also sowohl das Existenz sichernde Einkommen erwirtschaften, als auch die Kinder versorgen müssen, tragen sie ein besonderes Armutsrisiko bzw. sind häufiger arm als Männer in einer vergleichbaren Situation.
- die geschlechtsspezifische vertikale und horizontale Segregation von Arbeits- und Berufsfeldern mit Einkommen mindernden und diskriminierenden Folgen für Frauen, durch die sie bis ins Rentenalter belastet sind;
- die Ausgrenzung von nicht erwerbstätigen verheirateten Frauen aus dem System der sozialen Sicherung, bzw. die Bindung der Leistungen an Erwerbstätigkeit bzw. Ehe und
- die männliche Gewalt im häuslichen Umfeld, deren Opfer vorwiegend Frauen sind. Die Folgen sind häufig Trennung und Scheidung, verbunden mit einer weitgehenden Reduzierung der wirtschaftlichen Lebensgrundlagen und einer Verdoppelung der Arbeitsbelastung.

Der an gesellschaftlich definierten Standards gemessenen Armut von Frauen gehen daher frauentypische Armutsrisiken voraus, deren Konsequenzen ein drohender Wohnungsverlust bzw. Wohnungslosigkeit sein können.

2.5 Die Armut von Frauen im 1. Armuts- und Reichtumsbericht der Bundesregierung

Im 1. Armuts- und Reichtumsbericht der Bundesregierung (2001) wurden die Befunde zur weiblichen Armut und zu den Armutsrisiken von Frauen aus der Frauenforschung eindrücklich belegt. So wird die Bedeutung der Familienverpflichtung – der "häuslichen Bindung" – als spezifische Ursache weiblicher Armut im Bericht durchgängig ausdrücklich hervorgehoben und insbesondere am Beispiel der Gruppe der allein erziehenden Frauen herausgearbeitet. Beispielsweise werden im Kapitel "Lebenslagen von Familien mit Kindern" die besonderen Armutsrisiken dargestellt, die Frauen aufgrund ihrer familiären Verpflichtungen haben, auch weil der Ausbau eines bedarfsgerechten Kinderbetreuungssystems noch Defizite aufweist. Festgehalten wird daher, dass "für Familien die Möglichkeit, durch Erwerbsarbeit den Lebensunterhalt eigenständig zu sichern, ganz wesentlich davon abhängt, inwieweit es gelingt, Familie und Beruf miteinander in Einklang zu bringen. Wichtige Voraussetzungen für eine gelingende Vereinbarkeit sind, dass Frauen und Männer gleichberechtigt an der Erwerbs- und Familienarbeit teilnehmen können und dass bedarfsgerechte Kinderbetreuungsmöglichkeiten zur Verfügung stehen" (110). Als Ursache der spezifischen Armutsrisiken und der Armut von Frauen gilt die "geschlechtsspezifische" Arbeitsteilung, "die Frauen im beruflichen Leben benachteiligt und Männern eine aktive Beteiligung in der Familie erschwert. Diese Rahmenbedingungen bestimmen auch wesentlich, wie Familien- und Erwerbsarbeit zwischen den Eltern abgestimmt werden" (110). Weiter wird als entscheidend das "noch immer in Deutschland weitgehend ungelöste Problem der Kinderbetreuung" hervorge-

hoben. "Ganztagsangebote zur Kinderbetreuung wie im übrigen europäischen Ausland fehlen bei uns. Immer noch wird die Verantwortung dafür einseitig Frauen zugewiesen. Dies wirkt sich in entscheidendem Maße auf ihre Berufs- und Karriereplanung aus." (133f.). Darüber hinaus wird konstatiert, dass bei Verlust der Einkommensquellen, z.B. wegen Erwerbslosigkeit oder wegen Familienpflichten gegenüber Kindern, "der bestehende Familienleistungsausgleich häufig nicht ausreicht, um Kinderarmut" (28) und damit auch die Armut von allein erziehenden Müttern bzw. Eltern (Paarkonstellationen mit mehreren Kindern) zu verhindern.

Auch Gewalt im sozialen Nahraum wird als ein Armutsrisiko insbesondere für Frauen und ihre Kinder dargestellt. "Schätzungen zufolge kommt es in jeder dritten Partnerschaft zu Gewalt" (114). Der Bedeutung von häuslicher Gewalt auch als Armutsrisiko trägt die Bundesregierung insofern Rechnung, als gegenwärtig im Auftrag des BMFSFJ eine repräsentative Studie durchgeführt wird, um Ausmaß und Umfang von häuslicher Gewalt zu ermitteln.

Die besondere Armutsgefährdung von allein Erziehenden, die zu 84% Frauen sind, wird in fast allen Kapiteln des Berichtes herausgearbeitet. Das kann als eine der zentralen Erkenntnisse zu frauenspezifischen Armutsrisiken und –belastungen des 1. Armuts- und Reichtumsberichtes der Bundesregierung gewertet werden. Denn vor allem "allein Erziehende können arbeitsteilige Regelungen nicht für sich nutzen. In der Einelternefamilie hat eine einzige Person allein Familienarbeit und Erwerbsarbeit zur Sicherung der – nicht nur wirtschaftlichen – Lebensgrundlage zu gewährleisten. Mislingt die Vereinbarkeit von Familie und Erwerbsarbeit, drohen häufig Notlagen und eine Abhängigkeit von Sozialhilfe" (110). So war beispielsweise 1998 im früheren Bundesgebiet die Armutsquote (nach den Definitionen der alten OECD-Skala und einer Armutsschwelle bei 50% des als arithmetischen Mittels errechneten Durchschnittseinkommens) von Erwerbstätigenhaushalten von allein Erziehenden mit 14,5% überdurchschnittlich hoch. "In den neuen Ländern ergab sich neben der oben genannten Gruppe mit 7,6% auch für die Gruppe der Einpersonenhaushalte eine überdurchschnittliche relative Armutsquote (4,9%)" (155).

Daher sind allein erziehende Frauen "mit Abstand am stärksten auf Sozialhilfe angewiesen. 28,1% aller allein erziehenden Frauen beziehen Hilfe zum Lebensunterhalt (HLU): im früheren Bundesgebiet 32%; in den neuen Ländern und Berlin-Ost 17% der allein erziehenden Frauen. Die Sozialhilfequote bei diesem Haushaltstyp ist in den vergangenen Jahren stark angestiegen. So hat 1980 die entsprechende Quote im früheren Bundesgebiet 'nur' 19%" (80) betragen. "Bei den allein Erziehenden mit HLU-Bezug (Bezug der Hilfe zum Lebensunterhalt nach dem BSHG d.V.) handelt es sich fast ausschließlich um allein erziehende Frauen (97%), die unter allein Erziehenden mit minderjährigen Kindern in Deutschland 87,6% ausmachen (allein erziehende Männer 12,4%). Letztere sind aber weitgehend erwerbstätig, so dass vor allem Frauen auf Sozialhilfe angewiesen sind. Im früheren Bundesgebiet hat sich dieser Haushaltstyp in den vergangenen zwanzig Jahren zur zentralen Problemgruppe mit derzeit 23% der Bedarfsgemeinschaften laufender Hilfe zum Lebensunterhalt entwickelt. In den neuen Ländern machen sie sogar 27% der Bedarfsgemeinschaften aus. Mit einer HLU-Quote von 18,4% weisen sie unter allen Haushaltstypen das höchste Sozialhilferisiko auf. Dabei nimmt der Hilfebedarf mit jedem zusätzlichen Kind im Haushalt stark zu. Allerdings stellt der Hilfebezug für diese Gruppe nur ein Übergangsstadium dar. Mit einer

durchschnittlichen (ununterbrochenen) Bezugsdauer von 31,3 Monaten liegen allein erziehende Frauen unter dem entsprechenden Durchschnitt aller Bedarfsgemeinschaften (35,7 Monate). Auch die ununterbrochene Bezugsdauer nimmt mit der Zahl der Kinder zu. Die Möglichkeiten, die Sozialhilfebedürftigkeit zu überwinden, sind für diese Gruppe dadurch eingeschränkt, dass sie zumindest in den ersten drei Lebensjahren des Kindes nicht in Maßnahmen der Arbeitsförderung einbezogen werden; den Erziehungsaufgaben wird in diesem Stadium durch §18 Abs. 3 BSHG Vorrang gegenüber einer Eingliederung in den Arbeitsmarkt gegeben" (86ff.). Die These von der zunehmende "Infantilisierung" der Armut ist daher zugleich eine Bestätigung der These von der "Feminisierung" der Armut. Denn "betrachtet man die Kinder in relativer Einkommensarmut aus einem anderen Blickwinkel, nämlich nach dem Familientyp, so waren Kinder von allein Erziehenden mit einem Viertel überproportional häufig unter den Kindern einkommensarmer Eltern vertreten, wobei zwei Drittel dieser allein erziehenden Bezugspersonen nicht erwerbstätig waren" (28).

Aus der Analyse der Bevölkerung im unteren Einkommensbereich wird deutlich, dass für allein Erziehende fehlende Unterstützungsleistungen für die Kinder "ein wichtiger Grund für die Zugehörigkeit zum Niedrigeinkommensbereich" sind. "So erhält in den neuen Bundesländern fast die Hälfte (49% der allein erziehenden Frauen) die vereinbarten oder per Rechtsbescheid vorgegebenen Leistungen nicht regelmäßig und in voller Höhe. In Westdeutschland sind es immerhin 40%. Und 26% im Westen sowie 30% im Osten erhalten keinerlei Unterhaltsleistungen" (Kortmann u.a. 2000, S. 44), wobei fehlende Leistungen des Ehegattenunterhaltes dabei nicht mit erhoben wurden. Selbst mit Leistungen der Unterhaltsvorschusskassen bleiben noch Lücken offen. Dabei weisen die Daten aus dem Niedrigeinkommens-Panel (NIEP) aus, dass ostdeutsche allein Erziehende bei der Einforderung von Unterhaltsansprüchen eine "härtere" Linie verfolgen als westdeutsche Frauen (vgl. Kortmann u.a. 2000, S. 79).

Auch in anderen Lebensbereichen wurden Einschränkungen für allein Erziehende ermittelt. So lebten "allein Erziehende mit ihren Kindern nur zu 20%, d.h. deutlich unterdurchschnittlich, im Wohneigentum" (161). Und "von den allein Erziehenden zahlten 1998 zwei Drittel mehr als 39% ihres Einkommens für die Miete, da der allein erziehende Elternteil insbesondere bei kleinen Kindern häufig nicht berufstätig sein konnte. Im früheren Bundesgebiet betrug dieser Prozentsatz sogar 71,9%" (163).

In der Analyse der Erwerbs- und Einkommenssituation der Bevölkerung werden im Bericht auch die Frauen diskriminierenden Faktoren herausgearbeitet und mit aktuellen Daten belegt, insbesondere die Probleme und Risiken von älteren Frauen. Auch wenn die Daten häufig noch nicht geschlechtsdifferent präsentiert werden, lassen sich die Ursachen von Armut, auch in Familien, insoweit erschließen, als sie auf den Problemen der Vereinbarkeit von Erwerbstätigkeit und Familienarbeit beruhen, durch die die Möglichkeiten von Frauen an einer eigenen Existenz sichernden Erwerbstätigkeit begrenzt werden. So waren 1998 im früheren Bundesgebiet die höchsten Armutsquoten insbesondere für Haushalte im Niedrigeinkommensbereich mit einem erwerbstätigen und einem nicht erwerbstätigen Haushaltsvorstand, vor allem bei Paarhaushalten mit minderjährigen Kindern (29,6%) zu beobachten (155). Bei Erwerbslosigkeit hatten im früheren Bundesgebiet im Jahr 1998 Paarhaushalte mit minderjährigen Kindern mit einem arbeitslosen und einem nicht erwerbstätigen Partner mit 49,3% die höchsten (Armut-) Quoten, "gefolgt von arbeitslosen Einelternhaushalten mit 31,9% und Einperso-

nenhaushalten mit 29,9%. In den neuen Ländern waren wegen der geringen Fallzahlen Aussagen zur relativen Einkommensarmut für die genannten Konstellationen nur bedingt möglich. Höhere Quoten waren in Haushalten mit zwei arbeitslosen Vorständen (38,4%), in Einelternhaushalten mit minderjährigen Kindern (25,6%) und Einpersonenhaushalten (23,3%) anzutreffen" (158). Dabei fällt wiederum die besonders belastete Situation der allein Erziehenden auf, ebenso die der Einpersonenhaushalte. Da im Text des Berichtes der Bundesregierung ebenso wie in den Daten des Materialienbandes die auf Geschlecht bezogene Differenzierung fehlt, ist nicht einzuschätzen, inwieweit allein lebende Frauen und Männer in gleicher Weise betroffen sind. Allgemein ist jedoch der Anteil der allein lebenden Frauen im NIEP mit 29,8% deutlich höher, als es ihrem Anteil an der Bevölkerung mit 21,6% entspricht. Dabei fallen hier die Gruppen der geschiedenen und getrennt lebenden Frauen (9,5% gegenüber 3,7%) und die der ledigen Frauen (11% gegenüber 6,9%) stärker ins Gewicht als die Gruppe der allein lebenden Witwen mit 9,3% im NIEP gegenüber 10,9% in der Gesamtbevölkerung (vgl. Kortmann u.a. 2000, S. 21).

2.6 Gewalt gegen Frauen

Wegen der Bedeutung, die Beziehungskonflikte in der Herkunftsfamilie bzw. in Ehe oder Partnerschaft für einen Wohnungsverlust haben, ist zu vermuten, dass Wohnungslosigkeit von Frauen ursächlich auch eine Folge von Beziehungsgewalt bzw. von häuslicher Gewalt sein kann (Enders-Drägässer/Sellach 2000). Mit dem Begriff "häusliche Gewalt" ist Gewalt durch einen Intimpartner und andere Familienmitglieder gemeint. Der Begriff "häuslich" zielt daher in erster Linie auf die Beziehung, in der Täter und Opfer zueinander stehen und erst in zweiter Linie auf den räumlichen Bereich, in dem die Gewalt ausgeübt wird (Sellach 2002). Es wird davon ausgegangen, dass "häusliche Gewalt fast ausschließlich von Männern gegen Frauen ausgeübt wird" (Kavemann 2001, S. 33). Das bedeutet, dass die Wohnung auch Tatort sein kann. Bis zur Einführung des Gewaltschutzgesetzes im Jahr 2002 mussten Frauen die Wohnung verlassen, wenn sie sich vor Gewalt schützen wollten.

Für Deutschland gibt es zum Ausmaß häuslicher Gewalt noch keine abgesicherten Erkenntnisse (vgl. Sellach 2002). Aufgrund von Zahlen aus anderen Industrieländern wird jedoch davon ausgegangen, dass jede 3. bis 4. Frau wenigstens einmal in ihrem Leben Opfer häuslicher Gewalt geworden ist. Nach einer Umfrage in den Frauenhäusern in Schleswig-Holstein im Jahr 2001 haben 93 der etwa 100 befragten Bewohnerinnen angegeben, mehrfach Gewalt im häuslichen Bereich erlebt zu haben. Von 240 allein stehenden wohnungslosen Frauen, die im Rahmen des Modellprojektes "Hilfen für allein stehende wohnungslose Frauen" des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (Enders-Drägässer/Sellach 2000) die Fragen nach Erfahrungen von Gewalt beantwortet haben, wurde von 92% die Frage bejaht und z.T. über Erfahrungen berichtet, die bis in die frühe Kindheit zurückreichten. Ähnlich ging es auch den Frauen im Modellprojekt "Berufliche Förderung für allein stehende wohnungslose Frauen", wobei in beiden Projekten das Thema von einer Reihe von Frauen nicht direkt angesprochen worden ist (vgl. Enders-Drägässer/Roscher 2002).

Frauen tragen aber ebenso das Risiko, Opfer sexueller Angriffe und Vergewaltigungen außerhalb von Beziehungen zu werden. Ein erhöhtes Gewaltrisiko wird speziell für wohnungslose Frauen angenommen, die auf der Straße leben. Wohnungslose Frauen

werden inzwischen in Bezug auf das Ausmaß ihrer Erfahrungen von Gewalt mit den Frauen im Frauenhaus gleichgesetzt (Enders-Drägässer/Sellach 2000).

Gewalt ist daher neben Armut als eine zweite zentrale Ursache für Wohnungslosigkeit anzusehen. Durch Beziehungskonflikte und Gewalt geprägte Lebensverhältnisse können Frauen abrupt die Wohnung verlieren bzw. gezwungen sein zu fliehen. Im Statistikbericht der BAG Wohnungslosenhilfe e.V. von 2002 heißt es, dass "mit der großen Bedeutung oftmals gewalttätiger gescheiterter familiärer/partnerschaftlicher Beziehungen für den Wohnungsverlust von Frauen korrespondiert, dass bei den formalen Gründen für den Wohnungsverlust 29% der Frauen 'ohne Kündigung' ausgezogen sind und 18% selbst kündigen" (BAG Informationen 2002).

In Gewalt geprägten Lebensumständen können Frauen nicht nur arm und wohnungslos, sondern auch körperlich und seelisch krank werden, so wie sie ebenfalls durch Armut wohnungslos und krank werden können. Gewalt gegen Frauen hat daher beachtliche gesundheitliche, soziale und wirtschaftliche Auswirkungen. Nicht nur das Selbstwertgefühl wird beeinträchtigt, sondern auch die Folgen von Verletzungen sind weitreichend: posttraumatisches Belastungssyndrom, Stress bedingte Erkrankungen, Depressionen, Schlaf- und Essstörungen, Bluthochdruck, Suchtprobleme, Behinderungen (Sellach 2002). In dem Daphne-Projekt der EU "Sucht als Über-Lebenschance von Frauen nach Gewalterfahrungen" in der Federführung von HeXenHauS e.V. wurde in der Hilfebereich übergreifenden transnationalen Zusammenarbeit sowohl die hohe Gewaltbelastung von Frauen herausgearbeitet, als auch die Bedeutung, die der Wohnungssicherung zukommt (HeXenHauS 2003).

Die Enttabuisierung von Misshandlungen und sexueller Gewalt gegen Frauen durch Frauenbewegung und Frauenforschung gilt als ein wesentlicher Schlüssel zum besseren Verständnis von Notlagen und Handlungsweisen von Frauen sowie zu den möglichen Folgen ihrer Bewältigungsversuche, wie z.B. Alkoholkrankheit, Medikamentenmissbrauch oder Drogenabhängigkeit (Vogt 1993; 1998), die wiederum das Risiko von wirtschaftlicher Verarmung und sozialer Isolierung erhöhen.

2.5 Die Frau als Wohnungslose

Auf Grund der Forschungsergebnisse auf einer inzwischen breiten empirischen Basis kann als gesichert gelten, dass bei Frauen die Ursachen für einen Wohnungsnotfall bzw. von Wohnungslosigkeit in spezifischen weiblichen Lebensverhältnissen liegen. Frauen sind daher eine eigenständige Zielgruppe der Wohnungsnotfallhilfe mit einem geschlechtsspezifischen Hilfebedarf. Sowohl Ursachen und Auslöser als auch Erscheinungsweisen einer weiblichen Wohnungsnotfallproblematik unterscheiden sich von der von Männern in geschlechtsspezifischer Weise. Armut und Erfahrungen von Gewalt bergen insbesondere für allein lebende und allein erziehende Frauen das Risiko eines Wohnungsnotfalles. Weiter kann festgehalten werden, dass ein Wohnungsnotfall oder Wohnungslosigkeit bei Frauen aufgrund ihrer sozialen Verpflichtungen und wirtschaftlichen Abhängigkeit häufig verbunden sind mit Problemen und Krisen in anderen existenziellen Lebensbereichen. Daher bilden Frauen mit Wohnungsnotfallproblematik eine heterogene Gruppe mit einem komplexen Hilfebedarf.

In der Forschung zur Situation von Frauen wurden aufgrund der Erscheinungsformen ihrer Wohnungslosigkeit bzw. als Wohnungsnotfälle aus der Perspektive der Bewälti-

gungsstrategien der Frauen drei Gruppen definiert, die Gruppe der sichtbar wohnungslosen Frauen, die der verdeckt wohnungslosen Frauen, die bei Freunden, Bekannten, Verwandten oder anderen zeitweise untergekommen sind, und die Gruppe der latent wohnungslosen Frauen, die aufgrund von gewaltgeprägten Lebensverhältnissen, gesundheitlichen Beeinträchtigungen oder Überschuldung kurzfristig von Wohnungslosigkeit bedroht sind. Damit wurden die bisher in Literatur und Praxis beschriebenen Unterschiede für die Gruppe der allein stehenden wohnungslosen Frauen zwischen latenter und manifester Wohnungslosigkeit weitergehend präzisiert.

Wohnungslosigkeit bzw. das Eintreten eines Wohnungsnotfalles kann definiert werden als das Ergebnis einer Kumulation von objektiv und subjektiv vermittelten Problemlagen, die die Frauen aus eigenen Kräften nicht überwinden können. Der Wohnungsnotfall bzw. die Wohnungslosigkeit stehen bei Frauen am Ende eines lang dauernden Prozesses, in dem sie mit den ihnen zur Verfügung stehenden Mitteln in von ihnen nicht kontrollierbaren objektiven Rahmenbedingungen versuchen, die wirtschaftlichen, sozialen, gesundheitlichen oder die durch Gewalt ausgelösten Probleme aus eigenen Kräften und unter Einbeziehung von sozialen Netzen zu bewältigen.

In Bezug auf den Bedarf an Hilfe war als weitere Erkenntnis bedeutsam, dass allein stehende wohnungslose Frauen häufig Kinder haben, aber auch häufig von ihnen getrennt leben. Im Prozess ihrer (Re)Integration steht bei den Frauen die Frage nach der Wiederherstellung der Gemeinschaft mit ihren Kindern häufig im Mittelpunkt.

Weiter wurde der Zusammenhang zwischen Gewalterfahrungen und der Wohnungsnotfallsituation bzw. der Wohnungslosigkeit aufgedeckt. Die Gewalterfahrungen der Frauen erwiesen sich als ein wichtiger Schlüssel zum Verständnis der Erscheinungsformen ihrer Wohnungslosigkeit. Dies galt häufig auch für jüngere Frauen, die beispielsweise wegen einer Misshandlung die Herkunftsfamilie verlassen haben, ohne bereits wirtschaftlich unabhängig leben oder über eigenen rechtlich abgesicherten Wohnraum verfügen zu können.

Mit der Verknüpfung von sozialstrukturellen und psychologischen Erklärungen wurde schließlich in der Auseinandersetzung mit den unterschiedlichen Erklärungsansätzen zur Wohnungslosigkeit von Frauen ein Zusammenhang hergestellt zwischen dem Armutsparadigma, als Ausdruck für die sozialstrukturellen Benachteiligungen und Ressourcenmängel, und dem Defizitparadigma als Ausdruck für persönlichkeitsbezogene Ursachen von Wohnungslosigkeit. Dabei wurde das "Defizitparadigma" theoretisch umgekehrt in ein "Kompetenzparadigma", als Ausdruck einer Sicht auf Frauen als aktiv Handelnde, die unter Wahrung ihrer Würde und ihres Ansehens versuchen, gesellschaftliche Normalität zu leben. Damit kann der Tatsache Rechnung getragen werden, dass Frauen trotz ihrer höheren Armutbelastung offensichtlich andere Auswege in einem Wohnungsnotfall suchen und finden als Männer und weniger häufig institutionelle Hilfe in Anspruch nehmen.

3. Perspektiven einer männerspezifischen Wohnungslosenforschung

Prozesse der Marginalisierung verlaufen für Männer anders als für Frauen. So besteht z.B. auf europäischer Ebene kein Zweifel mehr an der Notwendigkeit einer geschlechtssensiblen Betrachtung dieses Themas: "Marginalisation and social exclusion are gender-related" (Munk 2002, S. 21). Auch für den Bereich der Wohnungsnotfallproblematik wird das inzwischen europaweit eingefordert (vgl. Doherty 2001). Dabei steht das "gendering homelessness" nach Doherty nicht für eine neue Herangehensweise der Frauenforschung in diesem Feld, sondern für einen ebenfalls geschlechtssensiblen Blick auf Männer. Erst die Klärung der je spezifischen Mechanismen, die eine Marginalisierung bei jedem der beiden sozialen Geschlechter ("Gender") bewirken, liefert die Voraussetzungen für die Suche nach Faktoren, mittels derer die ausgrenzenden Soziallagen von Frauen und Männern reduziert werden können (Munk 2002). Allerdings besteht noch ein Mangel an entsprechenden geschlechtssensiblen Forschungsansätzen in diesem Feld, insbesondere an einer Gender-Perspektive, die sich ausdrücklich auf die spezifischen Lebensbedingungen von Männern richtet. Auf der europäischen Ebene fordert Munk (2002) "a closer examination of men's and women's different types of marginalisation processes and forms of marginalisation ... Gender involves different realities and requires different solutions" (23).

Für Deutschland liegen Zahlen vor, die die Notwendigkeit einer spezifischen Betrachtung von männlicher und weiblicher Wohnungslosigkeit belegen: Der Datensatz der BAG Wohnungslosenhilfe aus dem Jahre 1998 (BAG 2000) spricht, unbeschadet aller Beschränkungen der Stichprobe, eine deutliche Sprache. Schon ein erster kurzer Blick zeigt, dass Männer anders wohnungslos sind als Frauen. Sie stellen – trotz eines relativen Rückgangs im Verhältnis zu Frauen – immer noch die deutliche Mehrheit der Wohnungslosen. Sie sind im Durchschnitt älter als die Frauen und besonders im Alterssegment ab 55 Jahren stark vertreten. Wohnungslose Männer sind häufiger ledig und seltener verheiratet oder verwitwet. Sie sind eher alleinstehend, haben eher weder Partnerin noch Kinder. Sie verfügen über ein geringeres formales Bildungsniveau, haben aber häufiger eine Berufsausbildung abgeschlossen und als angelernte oder Fach-Arbeiter gearbeitet. Der Großteil der Männer scheint offen wohnungslos zu sein (vgl. Enders-Drägäse/Sellach2000). Männer geraten eher ohne Übergang vom eigenen Haushalt in die Wohnungslosigkeit und sie sind häufiger seit mehreren Jahren ohne Wohnung. Männer haben öfter wiederholte Wohnungsverluste und verfügen über geringere soziale Netze als Frauen. Ihre Wunschperspektive ist häufiger auf eine Wohnung für sich allein oder eine stationäre Einrichtung ausgerichtet. Sie werden aber seltener als Frauen in Wohnraum vermittelt (vgl. BAG 2000; entsprechend auch die Daten in ITF 2002).

Zusammenfassend kann festgehalten werden, dass die Startbedingungen bei wohnungslosen Männern häufig besser erscheinen als bei den wohnungslosen Frauen, da sie wenigstens auf einem niedrigen Niveau beruflich und auch materiell positioniert gewesen waren. Allerdings scheinen sie in Bezug auf ihr soziales Kapital (Bourdieu 1983) stärker pauperisiert zu sein und auf höhere – subjektive oder objektive – Hürden zu stoßen, ihre Wohnungslosigkeit wieder zu beenden.

Angemessene, geschlechtssensible Hilfen für Männer in Wohnungsnot würden also erfordern, diese Geschlechtsspezifität auch auf der Seite von Männern differenziert zu analysieren. Ein Ansatzpunkt hierfür ist die Verknüpfung von Wohnungslosenforschung und Männerforschung durch zwei Fragestellungen: was hat Wohnungslosenforschung zur Frage männlicher Wohnungslosigkeit beizutragen und – umgekehrt – was kann Männerforschung zum Verständnis von wohnungslosen Männern beitragen.

3.1 Wohnungslosenforschung mit Blick auf Männer als Wohnungslose

Verglichen mit frauenspezifischen Ansätzen in der Wohnungslosenforschung ist die wissenschaftliche Beschäftigung mit Männern und Wohnungslosigkeit in einer zwispältigen Situation. Das Feld ist geprägt durch eine Forschungstradition, die als geschlechtsblinde Männerforschung bezeichnet werden könnte. Der Blick der Wohnungslosenforschung ist zwar traditionell durchaus auf die in der Wohnungslosenhilfe dominante Gruppe der Männer gerichtet (vgl. von Treuberg 1990; Specht-Kittler 2000). Dabei wird Geschlecht aber meist nicht explizit thematisiert. Seit Mitte der siebziger Jahre wird die Geschlechtsspezifität von Armut zwar zum Thema gemacht, allerdings durch die damals aus der Frauenbewegung hervorgegangene Frauenforschung. "Frauenarmut" bzw. geschlechtsspezifische Armutsrisiken von Frauen sind Gegenstand dieser Forschung. "Feminisierung der Armut" und "die Armut ist weiblich" sind Schlagworte, die deren Ergebnisse charakterisieren (vgl. Sellach/Huber/Enders-Drägässer 2004). Seit Anfang der achtziger Jahre ist auch die Wohnungslosigkeit für die bundesdeutsche Frauenforschung ein Thema (vgl. Enders-Drägässer/Sellach 2000). Am Ende dieser Dekade wurde eine erste bundesweite Studie zu wohnungslosen Frauen von der Bundesregierung in Auftrag gegeben (vgl. Geiger/Steinert 1991). Wenig später initiierte die Bundesregierung auch ein erstes Modellprojekt für diese Zielgruppe (vgl. Enders-Drägässer/Sellach 2000). Im Rahmen dieser Untersuchungen wurde deutlich, wie defizitär das vorliegende Datenmaterial sozialwissenschaftlicher Untersuchungen zu den sozialen Lebensverhältnissen der Bevölkerung für eine dezidiert geschlechtssensible Betrachtung meist ist (vgl. Sellach/Huber/Enders-Drägässer 2004).

Damit existiert neben einer traditionellen Wohnungslosenforschung, die implizit auf die Situation von Männern fokussiert ist, ohne Geschlecht zum Thema zu machen, eine seit gut zwei Jahrzehnten bestehende sozialwissenschaftliche Frauenforschung, die explizit Frauen ins Zentrum ihrer Betrachtung stellt. Ein systematischer Einbezug von Männern unter dem Genderaspekt steht in beiden Forschungstraditionen noch aus (vgl. Institut Wohnen und Umwelt u.a. 2002).

Allerdings findet sich eine ganze Reihe von Untersuchungen, deren Ergebnisse auf einer ausdrücklich rein männlichen Stichprobe beruhen, ohne dabei allerdings den Genderaspekt selbst zu untersuchen (z.B. GFS 1989; Albrecht/Specht u.a. 1990; Griese 2000). Zum anderen liegen einige wenige Studien vor, die explizit Männlichkeit und Wohnungslosigkeit in Beziehung setzen (z.B. Friebel 1995; Lutz 1987; Specht 1988). Da einige dieser Untersuchungen wichtige Anhaltspunkte für die Wohnungslosenforschung als Männerforschung bieten, werden deren Erkenntnisse hier skizziert.

Untersuchungen zu Wohnungslosigkeit, die Männer berücksichtigen

Eine Reihe von Untersuchungen zur Situation von wohnungslosen Männern (und auch Frauen) legte die Gruppe (GFS) um Romaus aus München vor: eine Strukturuntersu-

chung zu allein stehenden wohnungslosen Männern in der bayrischen Landeshauptstadt (GFS 1989) und eine Dekade später eine Untersuchung von vier Einrichtungen der Stadt München, darunter ein Haus für allein stehende Männer (GFS 1998).

Für die Strukturuntersuchung zur Situation von allein stehenden wohnungslosen Männern in München wurden 287 zufällig ausgewählte Männer als repräsentativ für diese Gruppe befragt. Soziodemographisch war diese Gruppe dadurch charakterisiert, dass die 30- bis 50jährigen zahlenmäßig dominierten, die Männer meist ledig waren, überwiegend einer extremen Armutspopulation zugerechnet werden mussten und im Schnitt bereits 6,5 Jahre wohnungslos waren. Als Erklärung für den Weg in die Wohnungslosigkeit wurden vier Faktoren analysiert: (1) Ungünstige Sozialisationsbedingungen wie unvollständige Ursprungsfamilien, Heimerziehung, Armut in der Kindheit, und mangelnde emotionale, soziale und geistige Förderung; daraus resultierend häufig (2) problematische Persönlichkeitsmerkmale wie unterentwickeltes Selbstwertgefühl, mangelndes Selbstvertrauen oder Anpassungsprobleme im Leistungs- und Sozialbereich; maßgeblich waren auch (3) kontinuierliche berufliche Abstiegsprozesse, die durch wiederholte Arbeitsplatzwechsel, Dequalifizierungsprozesse und sporadische Beschäftigungsverhältnisse gekennzeichnet waren und bereits vor der Wohnungslosigkeit einsetzten; und schließlich damit verbunden (4) eine Kumulation persönlicher, wirtschaftlicher und sozialer Probleme, für die keine Bewältigungsfertigkeiten bestanden und auf die häufig mit Suchtverhalten reagiert wurde (vgl. GFS 1989).

In einer weiteren Studie wurden von der GFS Ende der 90er Jahre vier verschiedene Einrichtungen der bayrischen Landeshauptstadt untersucht, worunter sich auch ein Haus für allein stehende wohnungslose Männer befand. Befragungsgruppe waren 110 Bewohner dieses Hauses in verschiedenen Jahren. Die Untersuchung dieses niederschweligen Angebots einer dauerhaften, geschützten Wohnmöglichkeit macht die spezifische Problematik einer besonderen Gruppe von wohnungslosen Männern deutlich. Die Gruppe ist – im Gegensatz zu ihrer ebenfalls erfassten Zusammensetzung neun Jahre zuvor – nun massiv durch Männer im Alter über 50 Jahren geprägt. Diese sind gleichzeitig als extrem entfremdet von „Normalwohnverhältnissen“ einzustufen, da weit über ein Drittel noch nie eine eigene Wohnung besessen hat, ein weiteres Drittel zumindest nicht in den letzten zehn Jahren, und ein Fünftel zuvor auf der Straße gelebt hat. Mit dieser Zusammensetzung der Gruppe gehen spezifische Probleme in der Betreuung einher, wie etwa die Zunahme von Pflegefällen, sowie ein hoher Anteil psychisch Kranker ohne Krankheitseinsicht und Therapiebereitschaft (vgl. GFS 1998).

Eine Reihe von Untersuchungen führte auch eine Arbeitsgruppe um Fichter zu psychischen und Sucht-Problemen durch (z.B. Fichter u.a. 1996a, 1996b; Fichter/Quadflieg 1998; Fichter u.a. 2000), in denen die Stichprobe zum Teil explizit auf Männer begrenzt oder zumindest massiv durch Männer geprägt war.

In einer repräsentativen Erhebung bei allein lebenden Wohnungslosen in München wurden 271 Männer ausgewählt, die den studieninternen Kriterien von Wohnungslosigkeit entsprachen. Vertiefende Interviews wurden mit 146 Personen dieser Gruppe geführt. Soziodemographisch war die Untersuchungsgruppe durch eine hohe Rate von Ledigen und Geschiedenen geprägt sowie durch niedrige Schulbildung und ein Durchschnittsalter von 43 Jahren sowie eine lange Zeit der Wohnungslosigkeit.

In Bezug auf die Hauptfragestellung der Untersuchung zeigte sich, dass bei knapp 95% der Befragten eine psychiatrische Diagnose nach DSM III (einschließlich Suchtproblemen) über die Lebensspanne vergeben werden musste. Dominierend waren Suchterkrankungen (92%) und insbesondere Alkoholabhängigkeit (83%). Aber auch affektive Störungen (42%) und Angststörungen (23%) traten im Leben der Befragten häufig auf. Eine wichtige Rolle spielten darüber hinaus schizophrene Erkrankungen (12%). Im scharfen Kontrast zu diesen Ergebnissen stand die subjektive Gesundheits einschätzung der Befragten. Nur ein Viertel stufte die eigene Gesundheit als schlecht ein, fast ebenso viele gar als ausgesprochen gut. Verglichen mit einer unausgelesenen Stichprobe an niederbayrischen Männern und Frauen verfügten die Befragten damit über eine massiv positivere Einschätzung des eigenen Gesundheitszustandes. Im Vergleich mit einer Untersuchung an wohnungslosen Frauen in München ergaben sich unter anderem folgende Ergebnisse: Die Männer waren zum Untersuchungszeitpunkt und zum Zeitpunkt des Wohnungsverlustes älter, sie wiesen längere Perioden der Beschäftigungslosigkeit auf, übernachteten häufiger auf der Straße und hatten seltener Kontakt mit ihren Familienangehörigen (vgl. Fichter u.a. 1996a).

In einer weiteren Untersuchung zur psychischen Situation der Bewohner/innen von Einrichtungen des Katholischen Männerfürsorgevereins in München wurden 318 Bewohner, 40% aller Bewohner, zufällig ausgewählt. Von ihnen konnten 267 tatsächlich befragt werden. Obwohl die Untersuchung nicht geschlechtsspezifisch angelegt war, fanden sich im Sample lediglich drei Frauen, so dass die Ergebnisse für Männer generalisiert werden können. Der Altersdurchschnitt lag bei 46 Jahren, über 50% waren nie verheiratet gewesen. Feste Partner hatten zum Untersuchungszeitpunkt lediglich 6%, je ein Fünftel hatte ein Kind oder mehrere Kinder; keines davon lebte bei den Befragten. 14% hatten keinen Schulabschluss, rund ein Viertel keine Berufsausbildung. Maßgebliche Ergebnisse der Untersuchung zur psychischen Situation waren erheblich erhöhte Prävalenzraten für psychische Erkrankungen gegenüber der Durchschnittsbevölkerung, sowohl in Bezug auf die Lebenszeit-Prävalenz als auch für Querschnitts-Prävalenz. Allerdings wiesen die Heimbewohner eine etwas niedrigere Erkrankungshäufigkeit aus als auf der Straße lebende Obdachlose. Auch zwischen den verschiedenen Einrichtungstypen fanden sich unterschiedliche Häufigkeiten, insbesondere Männer in Übergangsheimen wiesen die höchste Prävalenz auf. Die Häufigkeit von Alkoholmissbrauch in Heimen mit längerer Bleibemöglichkeit war etwas niedriger als in Übergangsheimen, was sowohl auf Selektionseffekte, wie auf die Stabilisierung durch einen festen Rahmen zurückzuführen sein könnte (vgl. Fichter/Quadflieg 1998).

Sehr umfassend und theoretisch ausdifferenziert ist die Studie von Albrecht/Specht/Georgen/Großkopf (1990). In einem mehrphasigen Untersuchungsverfahren wurden zunächst zwei Erkundungsstudien im gesamten Bundesgebiet und in Bielefeld durchgeführt, um anhand dieser Daten eine repräsentative Auswahl für die eigentliche Grundlagenstudie zu erhalten. Diese wurde im Jahre 1976 in Bielefeld durchgeführt und aus stichprobentechnischen Gründen auf männliche Befragte beschränkt. Damals wurde aber vermutet, dass die gefundenen Ergebnisse auch auf wohnungslose Frauen übertragbar wären (vgl. Specht 1990). Diese Position ist aus heutiger Sicht kaum mehr zu halten. Andererseits ist zu fragen, inwieweit die vor über 25 Jahren gewonnenen Ergebnisse auf die aktuellen Verhältnisse in der Bundesrepublik übertragbar sind.

Die Untersuchung weist in ihren theoretischen Vorüberlegungen dennoch Anknüpfungspunkte für eine geschlechtssensible Erklärung männlicher Wohnungslosigkeit auf (vgl. Albrecht 1990): Argumentiert wird mit einer Verknüpfung von Anomietheorie, Sozialisationstheorie und Theorien der Familiendesorganisation. Das deutliche Überwiegen von männlichen Obdachlosen wird mit der stärkeren instrumentellen Familienrolle von Männern und dem daraus resultierenden Druck nach Misserfolgserlebnissen in Zusammenhang gebracht. Gleichzeitig wird von einer Dominanz von Müttern in Unterschichtfamilien ausgegangen, woraus Probleme bei der männlichen Identitätsbildung resultierten. Albrecht umreißt die Situation akzentuiert wie folgt: "Familienväter aus der Unterschicht sind erheblich höheren beruflichen Frustrationen ausgesetzt, haben in geringerem Maße adäquates Problemlöseverhalten erlernt, haben seit der Kindheit in höherem Maße Identitätsfindungsprobleme (speziell in Bezug auf die Rolle des Mannes), finden sich häufiger einer angeblich "matriarchalen Familie" gegenüber, in der sie durch ihre Beschränkung auf die nur unzureichend ausfüllbare instrumentelle Rolle zusätzlich marginalisiert sind, als Männer aus ‚höheren‘ sozialen Schichten" (1990, S. 32). Aus ökonomischen Gründen sei darüber hinaus eine Scheidung auch bei langanhaltenden Eheproblemen in der Unterschicht weniger gut möglich, weswegen häufig nur die Familiendesertion als „poor man´s divorce“ als Ausweg bleibe. Allerdings wendet der Autor selbstkritisch ein, dass auch zur damaligen Zeit – wie heute immer noch – ein außerordentlich hoher Anteil wohnungsloser Männer nie verheiratet war, so dass dieses Erklärungsmuster nur partiell anwendbar sei (vgl. Albrecht 1990).

Für erhebliche Probleme und deren Akkumulation in der familiären Sozialisation sprechen schließlich die Ergebnisse der empirischen Untersuchung, auch wenn diese das unterstellte Vorhandensein angeblich „matriarchaler“ Familien nicht plausibel zu machen vermögen. Die Daten legen vielmehr nahe, dass die Mütter von mehr als einem Viertel der Befragten häusliche Gewalt durch den Vater erlebt haben, dass knapp ein Viertel der Väter Alkoholprobleme hatte, dass 16% der Befragten mindestens einen Elternteil mit psychischen Störungen hatten und dass in jeder zehnten Familie Delinquenz auftrat.

Am häufigsten finden sich bei den Befragten zwei dieser familiären Problemsituationen, in einigen Fällen auch alle vier. Allerdings waren fast zwei Drittel der Befragten von keinem dieser Probleme betroffen.

Weiter konnte Betroffenheit in verschiedenen vorab definierten Problemdimensionen untersucht werden, in der Dimension "soziale Lage" der Ursprungfamilie (Elternteil hat nur Sonderschulabschluss, Zugehörigkeit zur Mittel- oder Unterschicht, Abhängigkeit von Sozialhilfe oder Wohnung in Obdachlosensiedlung bzw. Notunterkünften), in der Dimension "Erziehung" (Probleme in der Versorgung, schwere Strafen, Sündenbock im Geschwistersystem, negative Beziehung zu einem Elternteil u.a.), in der Dimension "Problemsozialisation" (Weglaufen, Erziehungsheim). Von Problemen in den Dimensionen "Erziehung" bzw. "Problemsozialisation" waren über 80% bzw. knapp 50% der Befragten betroffen, teilweise durch mehrere Faktoren. Schließlich wurde auch das Ausmaß der Stigmatisierung der Befragten (nichteheliche Geburt, psychische Erkrankung der Eltern, straffällige Eltern u.a.) erhoben und gezeigt, dass mit der Anzahl dieser als Stigmata klassifizierten Merkmale der Anteil der Befragten ohne Berufsausbildung und ohne feste partnerschaftliche Bindung stieg (vgl. Specht 1990).

Ein postulierter Zusammenhang zwischen mangelnder Schulleistung, schlechten Abschlüssen und unattraktiven Berufen konnte dagegen nicht zweifelsfrei bestätigt werden: Immerhin gab ein Drittel der Befragten keinerlei schulische Probleme an; entscheidend benachteiligt schienen weniger als ein weiteres Drittel zu sein. Eine notwendige Beziehung zwischen der Schulsituation und späteren biographischen Phasen ließ sich nicht feststellen (Georgen 1990). Deutlich wurde dagegen eine Abwärtsmobilität im Verlauf der Berufsbiographie, die bereits mit einem niedrigeren Berufseinstieg im Vergleich zum Vater entstand. Aus dieser Sicht wird die männliche Wohnungslosigkeit durch ein Bündel von Problemkonstellationen bedingt, bei denen die Berufstätigkeit eine zentrale Rolle einnimmt. Es zeigte sich, "dass es sich in der Untersuchungsgruppe überwiegend um gering qualifiziert und dequalifizierte Männer handelt, die auf eine als enttäuschend erlebte berufliche Karriere, oftmals verbunden mit einem beruflichen und auch sozialen Abstieg, gerade der Ausgebildeten, zurückblicken und sich in Bezug auf ihre berufliche Tätigkeit keine Verbesserung mehr versprachen. Trat nun noch Arbeitslosigkeit hinzu, die bei längerer Dauer auch zur Mittellosigkeit führte, geriet ein Teil der Befragten in eine akute materielle Mängel Lage, die oftmals auch den Verlust der Wohnung bedeutete" (Großkopf 1990, S. 474). Verbunden damit waren häufig persönliche Probleme und inadäquate Lösungsmuster, wie spontaner Ortswechsel. Je nach vorhergehenden Erfahrungen mit der Wohnungslosenhilfe wurde ein längerer oder dauerhafter Verbleib dort dann als letzte Lösungsmöglichkeit von Seiten der Betroffenen gesehen (vgl. Großkopf 1990).

Untersuchungen zu Wohnungslosigkeit, die Männlichkeitskonzepte berücksichtigen

Ende der 80er Jahre veröffentlichte Lutz eine Untersuchung zu Frauenvorstellungen von nichtsesshaften Männern mit einem expliziten Bezug zu Frauenforschung und Geschlechterfragen (Lutz 1987). Der Autor befragte im Jahr 1983 in einem Frankfurter Rehabilitationszentrum, in dem er als Sozialarbeiter tätig war, 45 wohnungslose Männer zu ihrer Biographie und zu ihren Frauenvorstellungen. Dabei kamen sowohl Fragebogen mit skalierten Items wie auch Tiefeninterviews zum Einsatz. Der methodische Zugang war vor allem kulturanthropologisch mit Bezug zur Hermeneutik und zur qualitativen Sozialforschung fundiert.

Kern- und Ausgangspunkt der Untersuchung sind zwei Beobachtungen von Lutz bei wohnungslosen Männern. Die erste bezieht sich auf die bedeutsame Rolle von Frauen im Leben dieser Männer, unabhängig von der Frage, ob gerade eine Partnerschaft besteht oder nicht. Frauen sind entweder als Ehefrauen oder Freundinnen bedeutend, oder als Mütter und als Wunschbilder für die Zukunft. Der zweite Ausgangspunkt bezieht sich auf den Konservatismus dieser Männer, der sich aus einer Sehnsucht nach Konformität heraus an tradierten gesellschaftlichen Normen, Werten und Zielen orientiert. Dazu gehört – so Lutz – auch ein traditionelles Frauenbild. Die Frage der Untersuchung richtete sich darauf, welche Bedeutung das Verharren im traditionellen Frauenbild für die Persönlichkeitsdefinition dieser Männer gewinnt. "Zu erwarten ist, dass sie eine Bestätigung ihres Mann-Seins erhoffen; der Nichtsesshafte, der in den Augen der Gesellschaft, in der er gerne als gleichberechtigtes Mitglied integriert sein möchte, ein Abweichler ist, einer, der die männliche Rolle nicht erfüllt (er ist nicht der Ernährer einer Familie, er hat nicht typisch männliche Positionen inne, er hat keine Frau etc.), will dieser 'Entmannung' entkommen, indem er die Wiedereinsetzung als Mann in ei-

nen Familienverband männliche Identität erfährt, als Mann erkannt und anerkannt wird“ (Lutz 1987, S. 86). Lutz vermutet weiter, dass von diesen Männern nur Frauen akzeptiert würden, die eine komplementäre Rolle erfüllen und die sich ausschließlich auf die Gestaltung der Familie als Refugium beschränken.

Ein methodischer Ansatzpunkt zur empirischen Absicherung dieser These ist der Einsatz von Polaritätsprofilen, wobei die Männer befragt wurden, wie sehr eine Reihe von Eigenschaften auf ihre Mutter, ihre ehemalige Frau, auf Frauen allgemein und auf ihre Ideal-Frau zutreffen. Hierbei zeigte sich zunächst, dass die Ideal-Frau deutlich schärfer durch positive und negative Eigenschaften konturiert ist als die drei Formen realer Frauen. In dem Bild der idealen Frau zeigt sich ein traditionelles Bild der Mutter und Hausfrau (kinderlieb, gepflegt, fleißig, treu, hilfsbereit, mütterlich, verständnisvoll, sanft, realistisch, aufopferungsvoll, häuslich u.a.). Diesem Bild entsprach am ehesten die Beschreibung der eigenen Mutter. Die größte Differenz zwischen idealer Frau und realen Frauen ergab sich in der Frage der Treue. Der Autor vermutet, dass insbesondere der gesellschaftliche Wandel hinsichtlich der Sexualmoral für die Untersuchungsgruppe häufig nicht nachvollzogen werden konnte und daraus der Wunsch nach einer treu dienenden Gattin und Mutter entsteht. Auch macht er auf starke Tendenzen dieser Männer zur Polarisierung in „gute“ und „schlechte“ Frauen aufmerksam (vgl. Lutz 1987).

Auch in den Tiefeninterviews lassen sich Verweise auf ein entsprechendes Frauenbild finden, nach dem Liebesbeziehungen ausschließlich mit einer Frau, die eine ideale Mutter verkörpert, für möglich gehalten wird. Die Starrheit dieser Frauenvorstellung korrespondiert dabei mit der Labilität des männlichen Selbstbewusstseins. Da sich bereits die Mutterbeziehungen der Männer als problematisch dargestellt hatten, postuliert Lutz einen Kreislauf aus überzogenen Erwartungen der Männer und Enttäuschungen durch reale Frauen: "Aus der problematischen Mutterbeziehung erwächst dem nichtsesshaft werdenden Mann (dem Prä-Nichtsesshaften) die Notwendigkeit, die spätere Frau in der traditionellen Rolle zu verstehen. Konsequenter ist sein Anspruch an eine gute Frau die Realisierung des traditionellen Geschlechterverhältnisses und damit der traditionellen Frauenrolle. Entzieht sich die Frau aber diesem Muster, was sich in den letzten Jahren gesamtgesellschaftlich vermehrt durchsetzt, dann werden sie in den Vorstellungen der Männer zu schlechten Frauen“ (Lutz 1987, S. 162f). Da die Frauenerfahrungen dieser Männer notgedrungen von Enttäuschungen geprägt sind, erleben sie Frauen deutlich häufiger als "schlechte" als als "gute" Frauen. "Das Wunschbild der guten Frau ist dann eigentlich nur noch Staffage, ein Anspruch, der seiner Realisierung hinterher träumt“ (163). Lutz macht darauf aufmerksam, dass die Befragten zwar auch Elemente eines unterschichtstypischen Frauenbildes beschreiben, das Gesamtbild generell aber stärker von bürgerlichen oder kleinbürgerlichen Vorstellungen geprägt ist. Damit verbindet sich mit der Hoffnung auf die eine und einzige gute Frau in einer Welt voll schlechter Frauen auch eine Aufstiegsaspiration: Der Wohnungslose schaut in seinen Beziehungsvorstellungen nach oben und identifiziert sich mit dem Kleinbürgertum, statt sich gegen seine Situation zu wehren. Als Grund sieht Lutz, dass die Befragten ihre Situation als individuell erfahren und sich nicht als Teil eines Kollektivs erleben. Als Ausweg bleibt nur die Hoffnung auf das private Familienglück.

Eine Studie zu Risiken im männlichen Lebenszusammenhang legte Friebel (1995) vor. Empirisches Kernstück der Untersuchung ist eine kleine Zahl qualitativer Interviews mit Männern, die vom Betteln leben. Ausgangspunkt ist ein dezidiert männerforscherisches

Anliegen und die Verneinung einer grundlegenden Differenz zwischen männlichen Bettlern und „normalen“ Männern. Friebel stellt heraus "[d]ass wir, indem wir den männlichen Lebenszusammenhang im Bettler anschauen, einen Bezugspunkt unserer Wirklichkeit in Händen halten... Ich stelle mir vor, dass Bettler werden eine Möglichkeit jedes Mannes schlechthin ist, ein (letzter) Versuch der Selbsthilfe in einer unerträglichen Situation" (Friebel 1995, S. 8). Der Bettler wird dabei vor allem als subjektiv sinnvoll Handelnder konzipiert.

Insbesondere zwei Aspekte scheinen für die Untersuchung von männlicher Wohnungslosigkeit unter einer gendersensiblen Sicht interessant. Zum einen verknüpft Friebel die Lebensrealität von Bettlern mit sozial konstruierter Männlichkeit: Ausgehend von der geschlechtlichen Arbeitsteilung als Grundlage der industriegesellschaftlichen Entwicklung und deren Anforderung an den Mann als Oberhaupt und Ernährer der Familie zeichnet er die Kritik an dieser Rolle im 20. Jahrhundert und insbesondere in der Debatte um die Kehrseiten von Männlichkeit seit den 80er Jahren nach. Dem Bettler kommt hierbei nun eine amorphe Rolle zu. Indem er die Leistungsanforderungen verweigert, verweigert er sich auch dem Männerbild und entspricht damit einer modernen Männlichkeitskritik. In den Interviews zeigt sich durchaus auch Kritik an dem traditionellen Männerbild. Auf der anderen Seite entspricht er aber auch dem kulturellen Leitbild nicht mehr, erscheint als Verlierer des Leistungswettbewerbs. "Er hat die Normalitätserwartungen nicht erfüllt, er hat es nicht geschafft, Mann zu sein, Mann zu werden: Mittellos, arbeitslos, obdachlos wird er zum chancenlosen Objekt der Armutsberichterstattung, der Armutspflege, der behördlichen Verwaltung und der polizeilichen Kontrolle" (26). Für Friebel changiert die Rolle des Bettlers zwischen Rebellion gegen dominante Männlichkeitsmuster und misslungener Anpassung an diese.

Der zweite Aspekt ist die Gewaltförmigkeit männlicher Lebenszusammenhänge generell und speziell die ausgeprägten Gewalterfahrungen von Bettlern. Friebel geht davon aus, dass Gewalt die Achse des männlichen Lebenszusammenhangs sei. Gewalt als Erzwingungshandeln und Basis männlicher Überlegenheit wird als konstitutiv für Männlichkeit betrachtet. Grundlage dieser Annahme ist die notorische, geschlechtliche Ungleichverteilung von Gewaltdelikten in der Kriminalstatistik und auch in der Jugendforschung. Für die Lebensrealität von Bettlern hat die Gewalt nach Friebel eine besondere Bedeutung: "Die Gewalt hat diese Bettler geformt, egal auf der Straße, bei den Eltern oder im Knast. Ihre passiven und aktiven Gewalterfahrungen sind durch und durch am Recht des Stärkeren orientiert und sind voller moralischer Urteile. Gewalt ist ein typisches männliches Erzwingungshandeln" (152). Allerdings macht er auch darauf aufmerksam, dass Männer bei Gewalttaten nicht nur auf der Seite der Täter dominieren, sondern auch auf der Seite der Opfer. Insbesondere für die Gruppe der Bettler gilt, dass sie Gewalt nahezu schutzlos wie ohnmächtig ausgeliefert sind. Auf einer strukturellen Ebene doppelt sich diese Dialektik männlicher Erfahrung von Macht und Ohnmacht: Friebel stellt die rund 900.000 Männer in Führungsetagen den ungefähr ebenso vielen männlichen Obdachlosen gegenüber und resümiert: "Der männliche Lebenszusammenhang ist also gleichgültig für beide Richtungen" (162). Männlichkeit aus Friebels Sicht erscheint dann als Stratifikationsmerkmal, das weniger für die Herstellung einer hierarchischen Geschlechterordnung funktional ist, sondern vielmehr als Zuweisungsschema an die Extrempole fungiert.

3.2 Männerforschung mit Blick auf Wohnungslosigkeit

Auch wenn Männerforschung keineswegs zum Mainstream dzu rechnen ist, liegen inzwischen doch zahlreiche theoretische und empirische Arbeiten vor, die einer kritischen Männerforschung zuzuordnen sind (zusammenfassend: Brzoska 1992; Walter 1996; Meuser/Behnke 1998; Döge 1999; Walter 2000; Geden/Moes 2000). Einen Strang dieser Forschung bilden dabei rollentheoretische Ansätze, wie sie besonders in den Men's Studies von Pleck (1976) formuliert werden. Hierbei rückt vor allem die Belastung der Männer durch starre Männerrollen in den Vordergrund und ein gewünschter gesellschaftlicher Wandel von Geschlechterrollen wird als Möglichkeit der "Befreiung des Mannes" gesehen. Insbesondere Ansätze der sozialpädagogischen Jungen- und Männerarbeit und ein großer Teil der Männerselbstverständigungsliteratur ist in dieser Tradition anzusiedeln (zusammenfassend Meuser 1998; Fichtner 1999). Ein inhaltlich anderer Strang bezieht sich auf das Konzept hegemonialer Männlichkeit von Connell (z.B. Connell 1987; 1995; 1999; 2002; Carrigan/Connell/Lee 1996). Hier wird vor allem die Frage nach der Aufrechterhaltung von Machtverhältnissen gestellt, die die Ausdifferenzierung verschiedener Männlichkeitsformen erklärt und auch ihren Rückbezug auf sozialen Milieus und auf gesellschaftlichen Wandel erlaubt. Der Ansatz ist vor allem auf Handlungspraxis im Sinne eines "doing gender" gerichtet. Gerade neuere sozialwissenschaftliche Forschungsarbeiten zur Konstitution von Männlichkeit sind dieser Tradition zuzuordnen (vgl. Meuser 1998; Fichtner 1999; Behnke/Meuser 1999).

Diese zweite Perspektive auf Männlichkeit vollzieht den Theoriewechsel in der Geschlechterforschung von einem Differenzansatz zu einer sozialkonstruktivistischen Genderforschung (vgl. Klaus 1998) mit, die sich vor allem dafür interessiert, wie Geschlecht in der Alltagspraxis hergestellt wird. Während im Differenzansatz, der auch den meisten Rollenmodellen implizit zugrunde liegt, untersucht wird, welche Auswirkungen Geschlecht auf soziales Handeln und soziale Realität hat, kehrt die sozialkonstruktivistische Genderforschung diese Frage um. Nicht mehr soziale Realität und soziales Handeln gelten als das zu Erklärende, sondern vielmehr die Konstruktion von sozialem Geschlecht. Das Forschungsinteresse liegt auf der Frage, wie durch Handeln innerhalb spezifischer sozialer Strukturen soziales Geschlecht (re-)produziert wird. In der Sprache der Variablenforschung würde Geschlecht damit von der unabhängigen zu abhängigen Variablen. Für das Forschungsfeld Wohnungslosigkeit bedeutet das, dass sich der erste Ansatz damit beschäftigt, welche Faktoren speziell zur Wohnungslosigkeit von Männern führen und welche spezifischen Bedingungen wohnungslose Männer vorfinden. Der zweite Ansatz zielt dagegen auf die Frage, wie unter den spezifischen Bedingungen und Einschränkungen von Wohnungslosigkeit weiterhin Männlichkeit hergestellt und aufrechterhalten wird.

Den wohl prononciertesten und am weitest verbreiteten Ansatz zu einer Theorie der Männlichkeit und gleichzeitig einen analytischen Rahmen für eine kritische Männerforschung bietet das Konzept hegemonialer Männlichkeit von Connell (vgl. Connell 1987; 1995; 1999; 2002; Carrigan/Connell/Lee 1996). Mit Gramscis Begriff der "Hegemonie" beschreibt Connell eine doppelte Relation, in der Männlichkeit erst ihre Bedeutung gewinnt. Kennzeichnend für Geschlechterverhältnisse ist zwar die gesellschaftliche Dominanz von Männern über Frauen, aber gleichzeitig bestimmt hegemoniale Männlichkeit auch die Machtbeziehungen von Männern untereinander (z.B. Connell 1999). Somit wird eine Hauptachse der gesellschaftlichen Machtstruktur, die das Verhältnis von

Männern und Frauen betrifft, von einer zweiten Achse ergänzt, die die Hierarchie innerhalb der dominanten Geschlechterkategorie kennzeichnet (vgl. Meuser 1998). Connell definiert "Unterordnung", "Komplizenschaft" und "Marginalisierung" als solche Relationen von unterschiedlichen Männlichkeiten in Bezug auf die hegemoniale Männlichkeit (z.B. Connell 1999).

Er identifiziert drei fundamentale Strukturen, in denen Geschlechterverhältnisse organisiert und in denen sie durch kritische Männerforschung zu untersuchen sind: gesellschaftliche Verteilung von Macht, die geschlechtliche Arbeitsteilung bei Arbeit bzw. Produktion, und libidinöse Besetzung bzw. Kathexis (z.B. Connell 1999; vgl. auch Brzoska 1992; Meuser 1998; Fichtner 1999; Walter 2000). Geschlechterverhältnisse von Gesellschaften werden nach diesem Konzept insbesondere durch die ungleiche Teilhabe an gesellschaftlicher Macht, wie etwa die Besetzung wirtschaftlicher und administrativer Schaltstellen durch bestimmte Formen von Männlichkeiten und durch sozial zugewiesene Arbeitsteilung, sowohl entlang der Grenze von produktiven und reproduktiven Aufgaben, als auch innerhalb des Bereiches der Produktion, hergestellt. Neben diesen beiden klassischen Feldern der Geschlechterforschung integriert das Connellsche Konzept als dritte Struktur schließlich die der libidinösen Besetzung, mit der sowohl das "private" Intimverhältnis der Geschlechter beschrieben wird, aber auch marginalisierte Formen von Männlichkeit, wie etwa Homosexualität, erfasst werden. Diesen drei Strukturen liegen unterschiedliche Organisationsprinzipien zugrunde: ungleiche Integration (Über- und Unterordnung), Trennung (Arbeitsteilung) und emotionale Bindung. In neueren Arbeiten versucht Connell (2002) dieses Modell stärker an die Diskurstheorie anzubinden und betont als vierte Hauptstruktur „symbolic relations“. Auch die Struktur der Machtbeziehungen werden unter diesem Aspekt mitbetrachtet, in dem der institutionellen Macht die Macht des Diskurses zur Seite gestellt wird: "There is both organized, institutional power and diffuse, discursive power. And both approaches raise the crucial question of resistance" (2002, S. 59).

Connell verzichtet auf eine Einheitsformel zur Beschreibung der Geschlechterverhältnisse und verweist stattdessen auf verschiedene Strukturen, in denen es reproduziert und manifestiert wird. Allerdings ist davon auszugehen, dass Strukturen der Macht die beiden anderen überlagern. Insofern ist "Macht die primordiale Kategorie in der Geschlechtertheorie" (Meuser 1998, S. 98).

Mit den Beziehungen zwischen Männlichkeiten, also der Frage nach der zweiten Achse, rückt für Connell das "Wechselspiel zwischen sozialem Geschlecht, Rasse und Klasse" in den Vordergrund und fokussiert somit darauf, wie diese unterschiedlichen Männlichkeiten durch Hegemonie und Unterordnung, durch Komplizenschaft und Marginalisierung zueinander gekennzeichnet sind (Connell 1998, S. 97). Damit beinhaltet sein Ansatz auch eine Strategie gegen den weit verbreiteten "Mittelschicht-Bias ... der die soziologische Geschlechtertheorie und -forschung von Parsons über Goffman bis Beck prägt" (Meuser 1998, S. 178). Zwar ist eine sich auf Connell berufende Männerforschung in der Lage, mehr zu beschreiben, als bloß die "Mittelschicht-Idealversion" (Goffman) der Geschlechterverhältnisse. Allerdings liegen entsprechende Forschungsergebnisse für die Gruppe extrem marginalisierter Männer gerade aus der Bundesrepublik unseres Wissens kaum vor (vgl. auch Schroeder 1996). Schroeder plädiert auch vehement für den Einbezug dieser Formen von Männlichkeit in die bundesdeutsche Männerforschung. Studien zu marginalisierten Männlichkeiten finden sich deutlich häu-

figer im angloamerikanischen Sprachraum. Sie untersuchen allerdings ganz überwiegend die Situation von schwarzen Männern, so dass sich hier die Einflüsse der sozialen Kategorien "Klasse" und "Rasse" mischen und die Ergebnisse nur schwer auf die Bundesrepublik übertragbar sind (vgl. zusammenfassend: Walter 2000).

Instruktiv für eine Forschung zu marginalisierten Männlichkeiten im Hinblick auf wohnungslose Männer scheinen verschiedene Aspekte des Connellschen Ansatzes: Die doppelte Relationalität in Geschlechterverhältnissen lässt "wohnungslose Männlichkeit" in Bezug setzen zu "wohnungsloser Weiblichkeit" einerseits und zu hegemonialer und anderen untergeordneten Männlichkeiten andererseits. Dabei bietet zum zweiten die Trias von Macht, Arbeit und libidinöser Besetzung analytische Ansatzpunkte, deren Relevanz gerade für wohnungslose Männer evident ist. Schließlich bietet das Konzept von Connell insbesondere durch die konzeptionellen Parallelen zum Ansatz von Bourdieu einen unmittelbaren Anschluss an die Klassentheorie und damit eine für diese Untersuchung notwendige zusätzliche Absicherung gegen die angesprochene Mittelstandsfixierung vieler Geschlechterforschungsvorhaben.

3.3 Dimensionen von Männlichkeit und Wohnungslosigkeit

Auch wenn die Ergebnisse von impliziter und expliziter Forschung zu männlicher Wohnungslosigkeit nicht einheitlich und konsistent sind, lassen sich einige bedeutsame Übereinstimmungen feststellen. Zum einen kommt neben den ungünstigen Sozialisationsbedingungen der beruflichen Abwärtsmobilität der betroffenen Männer eine maßgebliche Bedeutung für den Wohnungsverlust zu. Bei Auftreten solcher, oft kumulativer, problematischer Situationen werden kaum produktive Problemlösungen eingesetzt, vielmehr sind die Bewältigungsversuche von Suchtverhalten und sozialer Isolierung geprägt. Auch wenn die soziale Situation der wohnungslosen Männer dem gesellschaftlichen Bild eines beruflich und privat erfolgreichen Mannes massiv widerspricht, finden die sozialen Praktiken von wohnungslosen Männern nicht außerhalb von sozialer Männlichkeit statt. Insbesondere die Prägung durch ein traditionelles Frauenbild und durch Gewalt sind Teil einer gesellschaftlich akzeptierten Form von Männlichkeit. Hieraus ergeben sich Ansatzpunkte für eine weitergehende Erforschung von männlicher Wohnungslosigkeit.

Ansatzpunkte bietet auch die Männerforschung mit Blickwinkel auf wohnungslose Männer: Differenztheoretische Männerforschung ermöglicht Anchlüsse an die Frage nach spezifischen Bedingungen männlicher Wohnungslosigkeit, sozialkonstruktivistische Männerforschung eröffnet den Blick auf die soziale Praxis von wohnungslosen Männern. Letztere erlaubt mit der Erkenntnis einer doppelten Relation der Geschlechterverhältnisse gleichzeitig, die spezifischen Bedingungen männlicher Wohnungslosigkeit in Bezug zu weiblicher und zu hegemonialer Männlichkeit zu setzen. Außerdem bietet die Trias von Macht, Arbeit und libidinöser Besetzung den analytischen Rahmen, die dargestellten Ergebnisse der Forschung zu männlicher Wohnungslosigkeit einzuordnen und weiter zu verfolgen.

Als wesentliche Dimensionen von männlicher Wohnungslosigkeit bzw. von Männlichkeit bei Wohnungslosigkeit erscheinen Klasse, Partnerschaft, (Wohn-)Raum, Arbeit, Gewalt und Gesundheit. Die Dimension "soziale Lage" scheint grundlegend, um die Beziehung zwischen sozialer Deklassierung bzw. Marginalisierung und die Konzeptionalisierung von Männlichkeit näher zu analysieren. Die Dimension "(Wohn-)Raum" er-

hält ihre Bedeutung als konstitutives Merkmal der Wohnungslosigkeit. Die Dimension "Arbeit" bzw. Arbeitslosigkeit" bestimmt einerseits die aktuelle Situation wohnungsloser Männer und in ihr liegt andererseits eine maßgebliche Ursache für die Wohnungslosigkeit. Die Dimension "Gewalt" prägt als institutionelle und unmittelbare die soziale Praxis dieser Männer und in der Dimension "Gesundheit" sind maßgebliche Risikopotenziale von wohnungslosen Männern zu verorten. Diese Dimensionen sollen im Folgenden unter der Perspektive von Männerforschung verfolgt und auf Wohnungslosigkeit bezogen werden.

Männlichkeit und soziale Lage

Mit Connells Abkehr von Rollenmodellen und seiner Hinwendung zur einer Theorie der "Männlichkeit als persönliche Praxis" (Connell 1995, S. 27) bietet sich ein Bezug zum Habituskonzept von Pierre Bourdieu an (vgl. Meuser 1998; Fichtner 1999; Meuser/Behnke 1999). Das Konzept des Habitus, als zentrale Vermittlungsinstanz zwischen sozialer Struktur und milieuspezifischer Praxis, wurde von Bourdieu als ein Kernstück seiner Lebensstilanalyse entwickelt. Soziale Strukturen werden nach Bourdieu bestimmt durch den Gesamtumfang und die jeweilige Gewichtung von drei Kapitalarten. Neben dem ökonomischen Kapital nennt Bourdieu kulturelles Kapital in Form von Bildung, Besitz von kulturellen Gütern und schulischen bzw. akademischen Abschlüssen auf der einen und sozialem Kapital auf der anderen Seite, welches durch Beziehungsnetze, natürliche oder durch Heirat erstellte Verwandtschaftsbeziehungen und andere private Netze gekennzeichnet ist. Das Volumen und die Struktur dieser drei Kapitalarten werden durch das symbolische Kapital repräsentiert, das öffentlich als Prestige oder Renommee fungiert (vgl. Bourdieu 1983).

Soziale Klassen lassen sich nun einerseits durch die Anhäufung spezifischer Kapitalarten unterscheiden; andererseits wirken diese Sozialstrukturen aber nicht direkt auf soziale Praxis ein, sondern determinieren vielmehr den Habitus, der seinerseits die soziale Praxis bedingt. Der Habitus vermittelt zwischen Struktur und Praxis. Seine Konstitution erfolgt nach Maßgabe der sozialen Struktur und bildet klassenspezifische Dispositionen aus, welche selbst wiederum als Denk-, Wahrnehmungs- und Beurteilungsschemata angepasste Praxisformen generieren, die dann zur Reproduktion objektiver Strukturen beitragen. Der Habitus stellt also einen Mechanismus dar, der die individuelle Praxis einerseits der sozialen Struktur anpasst und andererseits die praktische Reproduktion der Struktur gewährleistet (vgl. Bourdieu 1982).

Dabei vollzieht sich bei Bourdieu individuelle Praxis in der Mehrzahl aller Fälle automatisch und unbewusst. Der Habitus repräsentiert verinnerlichte Gesellschaftsstrukturen, leitet als System von Dispositionen unbewusst Praxisstrategien an. Es sind die homogenen Lebensbedingungen einer sozialen Klasse, die wiederum zu "homogenen Konditionierungen und Anpassungsprozessen" (Bourdieu 1982, S. 175) und damit zu einem bestimmten Habitus führen. Bourdieu kann in seinem Hauptwerk als stark klasstheoretisch eingestuft werden (zusammenfassend: Fichtner 1999).

In seinen letzten Arbeiten übertrug Bourdieu dieses Konzept auch auf die Analyse von Geschlechterverhältnissen und formulierte die Theorie eines vergeschlechtlichten und vergeschlechtlichenden Habitus (Bourdieu 1997a und 1997b). Die soziale Existenz eines Geschlechts ist an einen spezifischen Habitus gebunden, der bestimmte Praxen generiert und andere verhindert. Auch Zugehörigkeit zu sozialem Geschlecht bildet

solche habitusgenerierende Bedingungen, die symbolisch durch Männlichkeits-Weiblichkeits-Dichotomien repräsentiert und im Sinne eines "doing gender" reproduziert werden.

Bourdieu formuliert damit eine pointiert sozialkonstruktivistische Geschlechtertheorie, in der geschlechtliche Einteilung als grundlegendes Strukturierungsprinzip gesellschaftlicher Ordnung gewertet wird, das aber vor allem ein subjektives Prinzip der Anschauung ist, und die biologischen Körper lediglich als Gedankenstütze nutzt: "Durch eine permanente Formierungs- und Bildungsarbeit, konstruiert die soziale Welt den Körper als vergeschlechtlichte Wirklichkeit und in eins als Speicher von vergeschlechtlichten Wahrnehmungs- und Bewertungskategorien, die wiederum auf den Körper in seiner biologischen Realität angewendet werden" (1997a, S. 167). Hegemoniale Männlichkeit im Sinne Connells kann als generatives Prinzip des männlichen Geschlechtshabitus begriffen werden (vgl. Meuser Behnke 1999).

Während die Bedeutung der Bourdieuschen Theorie für die neuere Genderforschung und auch die Anschlussmöglichkeiten zwischen dieser und dem Ansatz von Connell wenig strittig sind, finden sich in der Literatur unterschiedliche Positionen dazu, wie Klasse und Geschlecht miteinander verbunden sind und ob – analog des jeweiligen milieuspezifischen Lebensstils – auch ein klassenspezifischer Geschlechtshabitus konstituiert wird (vgl. Frerichs/Steinrücke 1993; Burkart, Koppetsch/Maier 1999; Meuser/Behnke 1999). Verknüpfen lässt sich diese Diskussion mit einer Unterscheidung, die Frerichs/Steinrücke (z.B. 1993; 1997) vornehmen: Zum einen postulieren sie eine Geschlechtsklassenhypothese, "der zufolge die Angehörigen des weiblichen Geschlechts sozialklassenübergreifende bestimmte Merkmale aufweisen" (Frerichs/Steinrücke 1993, S. 193), die sie zu einer logischen Klasse machen. Dazu gehören insituationalisierte Gebärfähigkeit, Zuständigkeit für Hausarbeit und Kinderaufzucht, inferiore Stellung in den Machthierarchien. Die konstitutiven Merkmale des männlichen Geschlechts sind dazu komplementär (Frerichs/Steinrücke 1993). Da diese Hypothese aber von den klassenspezifischen Unterschieden innerhalb beider Geschlechter abstrahiert, wird zum anderen eine Klassengeschlechtshypothese formuliert: "Jede Klasse und Klassenfraktion hat ihre je spezifischen Vorstellungen und Realisierungen von Weiblichkeit und Männlichkeit" (193). In dieser Vorstellung gibt es nicht das weibliche und das männliche Geschlecht, sondern so viele Klassengeschlechter wie Klassen oder Klassenfraktionen.

Obwohl der Schritt einer Anbindung von Geschlecht an Milieu- und Klassenstrukturen von Bourdieu selbst nicht gegangen wurde, ist die gemeinsame Berücksichtigung dieser beiden Dimensionen durchaus denkbar (vgl. Liebau 1992; Pokora 1994). Zu vermuten ist, dass im Verlauf individueller Sozialisation Dispositionen von unterschiedlichen Allgemeinheitsgraden erworben werden. Zum einen gibt es nach Liebau in Gesellschaften eher universelle generative Prinzipien und "hierher gehören wohl auch die zentralen Prinzipien der gesellschaftlichen Arbeitsteilung, insbesondere der geschlechtlichen Arbeitsteilung" (Liebau 1992, S. 140). Zum anderen existieren klassen- oder gruppenspezifische generative Prinzipien, die milieuspezifische Ausprägungen von Geschlechterrollen bewirken: "In den verschiedenen Gruppen der Gesellschaft gibt es bekanntlich höchst unterschiedliche Praktiken des Umgangs mit dem Geschlechterverhältnis ... dementsprechend unterscheiden sich die primären Habitusformen" (141). Danach erweist sich die Logik unterschiedlicher Praktiken gebunden an die soziale Po-

sitionierung durch ökonomisches, soziales und kulturelles Kapital einerseits, durch Zugehörigkeit zu sozial konstruierten Geschlechtern andererseits, die beide nicht unabhängig voneinander betrachtet werden können. Koppelt man Bourdieus klassisches Konzept mit seinen neueren Ausführungen zu Gender, dann "spiegelt der Habitus Wahrnehmungs-, Denk- und Verhaltensschemata wider, die den Status sowohl in der Klassen- als auch in der Geschlechterhierarchie repräsentieren" (Pokora 1994, S.174). Wird Männlichkeit als Praxisform verstanden, die - auf der Ebene von Reproduktion - für die alltägliche Herstellung von sozialem Geschlecht sorgt, müssen in den sozialen Praktiken - als praktischer Ebene des Habitus - ebenso Formen von klassenspezifischen Männlichkeiten aufgehoben sein.

Allerdings findet sich in Bezug auf Connell und Bourdieu auch eine andere Argumentation (vgl. Meuser 1998; Meuser/Behnke 1999): Milieuspezifische Praktiken des Umgangs mit den Geschlechterverhältnissen werden hier zwar nicht geleugnet, sehr wohl aber ein je klassenspezifischer Geschlechtshabitus in Frage gestellt. "Es gibt pro Geschlecht einen Habitus, also einen männlichen und einen weiblichen" (Meuser 1998, S. 115). Allerdings manifestiert sich der jeweilige Habitus nicht in einer Uniformität von Handlungen, Einstellungen oder Attributen, sondern es gibt vielmehr unterschiedliche Ausprägungen von Männlichkeit, wobei soziales Milieu, Generationszugehörigkeit, Entwicklungsphase und familiäre Situation Einfluss auf die Muster haben, in denen sich der geschlechtliche Habitus manifestiert. Kernstück dieser Argumentation ist wiederum die Anbindung des Bourdieuschen Habituskonzeptes an die Theorie Connells: "Hegemoniale Männlichkeit ist der Kern des männlichen Habitus, ist das Erzeugungsprinzip eines vom männlichen Habitus generierten doing gender bzw. 'doing masculinity', Erzeugungsprinzip und nicht Praxis selbst" (118). Das scheinbare Paradox zwischen differierenden männlichen Praxen und gemeinsamem Bezug auf einen männlichen Habitus kann im Konzept von Connell durch den Begriff der "Komplizenschaft" aufgelöst werden: "Die Anzahl von Männern, die das hegemoniale Muster rigoros und vollständig umsetzen oder praktizieren, mag recht klein sein. Trotzdem profitiert die überwiegende Mehrzahl von Männern von der Vorherrschaft dieser Männlichkeitsform, weil sie an der patriarchalen Dividende teilhaben" (Connell 1999; S. 100). Um die Beziehung zwischen Männlichkeiten dominanter und untergeordneter Klassen zu beschreiben, verwendet Connell den Begriff der "Marginalisierung". "Marginalisierung besteht immer relativ zur Ermächtigung hegemonialer Männlichkeit der dominanten Gruppe" (102). Beide nichthegeemonialen Muster – Komplizenschaft und Marginalisierung – bewahren damit auch den Bezug zur hegemonialen Männlichkeit und zu einem männlichen Habitus.

Bourdies Habituskonzept findet inzwischen auch Eingang in die europäische Diskussion zu geschlechtsspezifischen Marginalisierungsprozessen. Insbesondere die Diskrepanz zwischen Primärsozialisation und den Anforderungen des Ausbildungssystems bzw. des Arbeitmarktes und die daraus resultierenden Schwierigkeiten marginalisierter Gruppen, angemessen auf diese Anforderungen zu reagieren, wird mit den früh erworbenen und unbewusst beibehaltenen Dispositionen dieser Personen erklärt (vgl. Munk 2002). In diesem Ansatz wird gleichzeitig ein Konzept von geschlechtsspezifisch verteilten Ressourcen entwickelt, das an Bourdieus Konzept der Kapitalsorten anzuschließen scheint: "The two genders' access to the five resources: cultural, financial, mental, social and power resources" (22). Dieser Ansatz lenkt den Blick auf Formen der gesellschaftlichen Exklusion von Männern außerhalb der Frage der Erwerbstätig-

keit: "Men are considered as marginalised or even excluded if they have no job, but not necessarily if they have no family relations and obligations ... today, men are more often marginal in relation to social and biological reproduction" (18).

Männliche Praxen vor dem Hintergrund spezifischer soziokultureller Milieus hat May (1995) untersucht. Er fand unterschiedliche Bedingungen der Ablösung vom Elternhaus bei Jungen je nach ihrer Herkunft. Unterschieden wurden dabei ein durch körperliche Arbeit geprägtes Milieu, das Milieu der Angestelltenkultur und das Milieu kultureller und sozialer Intelligenz. Während in den Praktiken der ersten Gruppe Männlichkeit als Körperlichkeit sich der instrumentellen Logik der Schule entgegenstellt, wird in der zweiten die Integration dieser Logik gerade zum Wesensmerkmal der dort als männlich codierten Konkurrenz- und Selbstbehauptungsorientierung. Die dritte Gruppe schließlich steht unter dem hohen Anspruch, Selbstorientierung und Solidaritätsorientierung, und damit klassisch männlich und weiblich codierte Anteile, zu vereinen.

Connell geht davon aus, dass sich in der Arbeiterklasse nicht grundsätzlich traditionellere Geschlechterbilder finden als in der weißen Mittelschicht. Allerdings seien wissenschaftliche Untersuchungen zu nichtsexistischen Männlichkeitsentwürfen stark auf die Mittelschicht fixiert, während die Befunde der Arbeiter stärkeren Stereotypisierungen unterliegen (vgl. Connell 1995).

Divergierende kulturelle Milieus stehen auch im Mittelpunkt der Untersuchung von Kersten (1995). In seinem kulturwissenschaftlichen Ansatz zur Untersuchung von männlichem Konfliktverhalten arbeitet er "von Kultur zu Kultur unterschiedliche", "von Männern ausgeübte, dominierte und kontrollierte Gemeinschaftsfunktionen" heraus (105). Männliches Konfliktverhalten lässt sich danach vor einem doppelten Hintergrund deuten: der ursprünglichen Gemeinschaft fördernden Funktion und ihres sozialen Initiationscharakters, die je kulturspezifisch verschieden sind. Burkhart/Koppetsch/Maier (1999) fanden in ihrer Untersuchung vor allem Milieuunterschiede hinsichtlich der Egalitätsrhetorik: Im traditionellen Milieu, das weitgehend dem Arbeitermilieu entspricht, fehlte vor allem die „Illusion der Emanzipation“, die für das individualisierte Milieu typisch war.

Diese Ergebnisse scheinen für die Untersuchung von männlicher Wohnungslosigkeit nur bedingt hilfreich. Zum einen fokussieren sie stark auf einen spezifischen Aspekt, wobei Wohnungslosigkeit selbst nie Gegenstand ist. Zum anderen erforschen sie zwar eine etablierte Unterschicht; fraglich ist aber, ob diese Ergebnisse auch auf die soziale Realität von Männern unter extremer Deklassierung und Marginalisierung übertragbar sind.

Gleichwohl bildet das Bourdieusche Habituskonzept, mit seiner doppelten Ausrichtung auf Klassen- und Geschlechtertheorie und seiner Ausdifferenzierung unterschiedlicher Kapitalsorten wichtige Ansatzpunkte für die Untersuchung von männlicher Wohnungslosigkeit. Im Sinne einer so angelegten Männerforschung wäre also zu untersuchen, inwieweit sich auch im Milieu der Wohnungslosigkeit spezifische Habitusformen herauskristallisieren und wie diese männliche Praktiken generieren oder auch verhindern. Dabei wäre auch die Frage zu stellen, wie sehr diese durch Klassenlagen geprägt sind und in welcher Beziehung sie zur hegemonialen Männlichkeit stehen. Maßgeblich sollte hierbei eine differenzierte Untersuchung der Ressourcen von wohnungslosen Män-

nern im Hinblick auf einen erweiterten Kapitalbegriff sein, der neben ökonomischen Werten mindestens auch soziale und kulturelle einbezieht.

Männlichkeit und Partnerschaft

Eng verbunden mit der Differenzierung von sozialen Milieus sind sozialkonstruktivistische Untersuchungen zur Praxis heterosexueller Partnerschaften. Hier finden sich eine Reihe von Arbeiten, die einerseits die Gestaltung der privaten Mann-Frau-Beziehung in der Ehe oder der Partnerschaft als signifikante Ausprägungsform von Geschlechterverhältnissen untersuchen. Andererseits bleibt die Vielzahl dieser Arbeiten gerade nicht bei der generellen Bedeutung von Paarbeziehungen für Männlichkeitskonstitution, wie sie etwa durch die Verteilung von produktiven und reproduktiven Aufgaben, durch Lohn- und Schattenarbeit, aber auch durch die Struktur und Realisation der libidinösen Besetzung geprägt ist. Sie richten meist gleichzeitig den Blick auf die milieuspezifischen Unterschiede zwischen Männlichkeiten und männlicher Beziehungsgestaltung.

Eine soziale Sicht auf männliche Sexualität wird im Konzept hegemonialer Männlichkeit formuliert. Soziale Praxis allgemein und Geschlechterpraxis insbesondere sind hier dadurch gekennzeichnet, dass die Dimension des Körpers "als Objekt der Praxis" (Carrigan u.a. 1996, S.66) immer gegenwärtig bleibt. Verbunden ist damit allerdings nicht eine biologische Determination, sondern gerade deren Überschreitung durch Sozialität. Diese Bedeutung von 'Körper' für soziale Praxis lässt nun der Sexualität eine besondere Bedeutung für die Konstruktion von Geschlechterverhältnissen zukommen: Männlichkeit als kulturelle Form kann nicht mehr von Sexualität abstrahiert werden, da diese eine wesentliche Dimension der sozialen Entstehung der Geschlechter darstellt: "Sexualität bezieht den Körper mit ein, ist aber selbst soziale Praxis und gestaltet die soziale Welt. Es gibt keine logische Kluft zwischen Sexualität und der Lebenswelt in Organisationen" (Connell 1995, S. 27). Damit kommt dem Sexuellen eine ganz grundlegende Bedeutung zu: Neben Arbeitsteilung und Macht bildet die "Struktur der libidinösen Besetzung" selbst das dritte Strukturmerkmal des Geschlechterverhältnisses. Das hegemoniale Muster libidinöser Besetzung - also die heterosexuelle Beziehung zwischen zwei Personen - wobei die Frau als Objekt sexualisiert wird - ist nicht Folge, sondern Merkmal hegemonialer Männlichkeit (vgl. Carrigan u.a. 1996; Brzoska 1993). Eine entsprechende Sicht des Sexuellen als Struktur des Sozialen lässt sich am prägnantesten bei Foucault (1986) finden, an die die sozialkonstruktivistische Männerforschung häufig anknüpft (vgl. May 1995; Rüter 1996; neuerdings auch Connell 2003):

Hier ist der Sexualitätsbegriff der Moderne vor allem soziale Konstruktion, entlang derer sich die wichtigsten Diskurse organisieren. "Im Verlauf der großen Entwicklungslinien des Sexualitätsdispositivs wird seit dem 19. Jahrhundert diese Idee herausgearbeitet, dass es noch etwas anderes gibt als Körper, Organe, somatische Lokalisierung ... was seine inneren Eigenschaften und eigene Gesetze hat: den Sex" (Foucault 1986, S. 182). Sexualität und die "Idee des Sex" bilden ein von Macht- und Wissensstrategien durchzogenes Feld und wirken dadurch selbst als in die Individuen eingesenktes Normierungs- und Steuerungsinstrument. Durch dieses Dispositiv werden nicht nur die sexuellen Praxen, sondern auch die soziale Definition der Geschlechter geregelt. Was wir heute unter 'Mann', 'Frau' und 'normaler Heterosexualität' kennen, sind selbst kulturelle Konstrukte entlang dieses Begriffes von Sexualität. Sexualität bzw. libidinöse Besetzung stellen somit aus sozialkonstruktivistischer Sicht sowohl

Strukturmerkmal und damit Bedingung des Geschlechterverhältnisses als auch selbst soziales Konstrukt dar (vgl. auch Bourdieu 1997a). Die Doppeldeutigkeit des Begriffes ‚Praxen‘ im Bereich Sexualität ist dabei unvermeidlich: Bei Bourdieu stellt die "symbolische Kodierung des Sexualaktes" eine wichtige Form der "Verleiblichung von Geschlechterdifferenz" dar (1997b, S. 95).

Als Konzept zur Verknüpfung von sozialkonstruktivistischer Geschlechtertheorie und Sexualitäts- und Partnerschaftsvorstellungen schlägt Fichtner (1999) in einer Integration verschiedener psychologischer und soziologischer Ansätze Partnerschaftsstile vor. Diese werden als Orientierungsmuster gefasst, die biographisch herausgebildet wurden als Verdichtung individueller Beziehungserfahrung und Verinnerlichung milieuspezifischer sozialer Regelungen. Solche Partnerschaftsstile richten Praxis in zweifachem Sinne aus: sie umfassen Handlungsorientierungen als Ausrichtung von partnerschaftlichen Bedürfnissen; zum anderen strukturieren sie Wahrnehmungs- und Deutungsmuster von Partnerschaft.

Für die Konstitution spezifischer Formen von Männlichkeit können analoge Prozesse und Strukturen der Herausbildung beschrieben werden, die darauf hinweisen, dass sich beide Orientierungsmuster, also partnerschaftliche und geschlechtsspezifische, in gegenseitiger Abhängigkeit entwickeln. Dabei kommt trotz der sozialen Überformung Körperlichkeit und Sexualität eine bedeutende Rolle zu: "Besonders Sexualität und Gesundheitsverhalten erweisen sich als unmittelbar funktional für den Aufbau männlicher Identität, gerade die Struktur libidinöser Besetzung kann als dritte entscheidende Struktur einer sozialen Bestimmung von Männlichkeit betrachtet werden. Sexualität und Gesundheitsverhalten sind Praxen sozialer Geschlechterkonstruktion; sie sind selbst sozialer Regelung unterworfen und an spezifische soziokulturelle Milieus gebunden" (Fichtner 1999, S. 141f). Sowohl die Herausbildung von sexueller Identität als auch die Auseinandersetzung des Individuums mit normativen Strukturen lassen sich im Konzept von Partnerschaftsstilen und Männlichkeitsformen fassen. Im Kern zielt dieses Modell auf eine zweifache, aber nicht separierbare Determiniertheit von Partnerschaftsstilen durch individualbiographische und milieuspezifische Bedingungen, also durch frühe Beziehungsdynamik einerseits und soziale Struktur andererseits. Verschiedene Untersuchungen unterstützen einen solchen Zusammenhang zwischen Partnerschaftsvorstellungen und Milieu:

Auf Modifikationen von männlicher Partnerschaftsgestaltung durch soziales Milieu verweist z.B. eine qualitative Studie von Meuser und Behnke (1999): Männer der leistungsorientierten Mittelschicht zeichne sich danach durch eine Akzentuierung der geschäftlichen Tüchtigkeit bzw. des beruflichen Erfolges aus, der mit einer rigiden Trennung genuin männlicher und weiblicher Sphären einhergeht. Der Mann ist aufgrund seines außerhäuslichen Engagements innerfamiliär eine bedeutende Figur. Im Arbeitsmilieu findet sich dagegen eher eine praktische Moral, nach der nur durch gemeinsame Anstrengungen der Ehepartner und auch der Berufstätigkeit beider die Anforderungen bewältigt werden können. Auch hier sehen sich die Männer als Familienoberhaupt; allerdings ist dies nicht mit einer entsprechenden Dominanz in Entscheidungsfindungsprozessen verbunden, die eher egalitär gelöst wurden.

In einer breit angelegten qualitativen und quantitativen Studie von Jörg Fichtner wurden Partnerschaftsvorstellungen von Männern im Alter zwischen 20- und 35 Jahren untersucht (Fichtner 1999). Auch hier fanden sich deutliche Unterschiede zwischen den

sozialen Milieus, die vor allem über das Bildungsniveau erfasst wurden: Traditionelle Beziehungsvorstellungen, die einerseits auf Ehe und Familie gerichtet waren, andererseits aber eine klare geschlechtliche Aufgabenteilung befürworteten und egalitäre Aushandlungsprozesse in der Partnerschaft eher ablehnten, fanden sich vor allem in niedrigen Bildungsniveaus. Diese Ergebnisse stehen in Einklang mit anderen Untersuchungen zu milieuspezifischen Beziehungsvorstellungen. Daneben wurde – wenn auch bildungsunabhängig – ein Muster gefunden, das auf massive Probleme sowohl bei der beruflichen, wie bei der partnerschaftlichen und sonstigen sozialen Integration hinwies. Die Studie konnte weiterhin zeigen, dass neben den milieuspezifischen Unterschieden eine wichtige Gemeinsamkeit darin lag, dass auch der intime Bereich von Sexualitätsvorstellungen und Arbeitsteilung im Bereich Kontrazeption einhergeht mit den Vorstellungen von Geschlechterverhältnissen.

In einer kleinen qualitativen Studie zur Beteiligung von Männern am Kochen fanden Frerichs/Steinrücke (1997) sogar eher eine Bestätigung für die oben aufgeführte Klassengeschlechtshypothese als für die Geschlechtsklassenhypothese. Im Arbeitermilieu war auf den ersten Blick eine traditionelle Arbeitsteilung vorherrschend, die sich bei näherer Betrachtung aber als nicht hierarchisch erwies, sondern vielmehr als Modell gegenseitiger Ergänzung. Keine der stark geschlechtsstrukturierten Tätigkeiten wurde hier höher bewertet, so dass partnerschaftliche Kooperation auf der Basis komplementärer Kompetenzen praktiziert werden konnte.

Auch die Ergebnisse solcher Untersuchungen sind nur eingeschränkt auf die Situation wohnungsloser Männer zu übertragen, da häufig nur Partnerschaftsvorstellungen und die Bedeutung von Paarbeziehungen bei Männern untersucht werden, die aktuell in einer Partnerschaft leben. Eine Ausnahme bildet die Untersuchung von Fichtner (1999), in der auch ein spezifischer Typus von Mann beschrieben wird, der gerade durch fehlende Partnerschaft gekennzeichnet ist: der Problem-Typus. Diese Männer, die deutlich seltener als andere aktuell und auch biographisch in Partnerschaftsbeziehungen eingebunden waren, zeigten sich stark von individualbiographischen, teilweise traumatischen Lebenserfahrungen geprägt. Sie standen unter starkem Leidensdruck und äußerten starke Wünsche, zu Formen angemessener und befriedigender Beziehungen und Sexualitätsgestaltung zu finden. Es bestand eine weitgehende Handlungsunfähigkeit, die mit den allgemeinen Schwierigkeiten der Sexualitäts- und Beziehungsgestaltung korrespondierte.

Männlichkeit und (Wohn-)Raum

Soziale Praktiken von wohnungslosen Männern (und Frauen) sind maßgeblich durch die Frage der Ausgrenzung aus privatem Wohnraum und durch das Angewiesensein auf öffentlichen und halböffentlichen Raum bestimmt. Auch zur Frage der Raumnutzung ist ein konzeptioneller Anschluss an Bourdieu (1991) möglich, der von einer Arbeitsgruppe um Cornelia Helfferich konsequent für eine Untersuchung von weiblicher Wohnungslosigkeit als Genderforschung weiterentwickelt wurde (vgl. Helfferich/Hägele/Hendel-Kramer/Heneka 2000a; Helfferich/Hägele/Heneka 2000b).

Ausgangspunkt ihrer Untersuchung zur Situation von wohnungslosen Frauen ist ein Konzept, das Raum als relational mit konkret physischen, aber auch sozialen Lokalisierungen und Positionierungen fasst. Er ist nicht auf Materialität reduziert, sondern vor allem als sozial bestimmter Handlungskontext gefasst. „Daher interessiert nicht ein Ver-

ständnis von Raum, wie er an sich ist, sondern wie er von den darin lebenden Menschen allgemein, und für uns im Speziellen von Frauen ohne Wohnung, interpretiert und analog zu anderen Strukturen als Mittel zur Organisation des Alltags benutzt und rekonstruiert wird. Die alltägliche soziale Praxis, welche ein Geographie-Machen impliziert, legt dann ein Verständnis von Macht offen, mit dem wir die Wahrnehmung, die Erfahrungen und das Handeln der wohnungslosen Frauen verknüpfen können“ (Helfferrich u.a. 2000a, S. 9).

Ein solches Konzept von Raum findet sich bei Bourdieu (1991), der auf einer analytischen Ebene einen physischen, konkreten und einen sozialen, abstrakten Raumbegriff unterscheidet. Die beiden Raumbegriffe sind zu einem Drittem, den er als "sozial angeeigneten Raum“ und damit als gelebten Raum beschreibt, miteinander verwoben. Für Bourdieu ist die soziale Aneignung des Raumes die Schnittstelle, an welcher sich die ungleichen gesellschaftlichen Strukturen in den physischen Raum einschreiben. Das heißt, dass soziale Strukturen, verstanden als ein Katalog von Regeln, Normen und Werten in die Gestaltung der städtischen Materialität eingebaut werden. "In einer ungleichen und hierarchisierten Gesellschaft kann es somit keinen Ort geben, der nicht selbst ebenfalls hierarchisiert ist und als solcher wiederum selbst wirksam wird“ (Helfferrich u.a. 2000a, S. 143). Maßgebliche Raumanneignungsformen dieses Übertragungsprozesses werden wirksam durch Besitz- und Eigentumsverhältnisse, Vorrechte räumlicher Gestaltung, Durchsetzung von Nutzungsrechten oder deren Abtretung an Dritte, Rechte der Verweigerung von Zutritt und Aufenthalt. "Daraus folgt, dass die Struktur der räumlichen Verteilung der Machtfaktoren, das heißt der dauerhaft legitim angeeigneten Eigenschaften und der Akteure mit ungleichen Chancen des Zugangs beziehungsweise der materiellen und symbolischen Aneignung die objektivierte Form des Zustands sozialer Auseinandersetzung um Raumprofite darstellt“ (Bourdieu 1991, S. 30).

Physischer Raum objektiviert damit den sozialen Raum mit seinen Positionierungen und Hierarchisierungen. Der gebaute Raum umgibt die Menschen wie eine zweite Natur, deren gesellschaftliche Gemachtheit kaum mehr wahrgenommen wird. Analog zum Habituskonzept ist auch Raum und seine soziale Aneignung damit für Bourdieu sozial strukturierendes und strukturiertes Moment zugleich. Die Ungleichheit des sozialen Raumes schlägt sich einerseits in den begrenzten Zugangsmöglichkeiten und den ungleichen Verfügungsmöglichkeiten über verschiedene Ressourcen im physischen Raum nieder. Andererseits nimmt jede und jeder alltäglich diese ungleiche Anordnung wahr, erfährt sich darin und handelt entsprechend. Dieses 'unbedachte' Wirkungsgeflecht zwischen der konkret gestalteten Umwelt und der gesellschaftlichen Struktur, an dem jede und jeder teilhat, ist ein grundlegender Faktor bei der Reproduktion und Aufrechterhaltung gesellschaftlicher Verhältnisse. "Der angeeignete Raum ist einer der Orte, an denen Macht sich bestätigt und vollzieht, und zwar sicher in ihrer subtilsten Form: der symbolischen Gewalt als nicht wahrgenommener Gewalt“ (Bourdieu 1991, 27). Obwohl Bourdieu bei dieser Konzeptionalisierung von Raum sein späteres Modell des männlichen Habitus noch nicht entwickelt hatte, lassen entsprechende Ausführungen dort darauf schließen, dass gerade die Kategorie "Geschlecht“ maßgeblichen Einfluss auf die symbolische und materielle Aneignung des Raumes hat. Gerade die alleinige Verfügbarkeit über den öffentlichen Raum wird als ein zentrales Merkmal männlicher Herrschaft analysiert (vgl. Bourdieu 1997a).

Helfferrich u.a. spitzen dieses Konzept auf die Situation von wohnungslosen Frauen zu: Die Wohnung als die private Adresse ist ein wesentlicher Faktor für die Lokalisierung bzw. Position im Raum, das Fehlen einer solchen ein maßgeblicher Aspekt für eine Verweisung auf eine untergeordnete soziale Position. Dazu kommen weitere Aspekte: "Geschlecht und Ressourcenlosigkeit sind zwei entscheidende Momente. Die unterschiedlichen Positionen im sozialen Raum, wie Frau zu sein und arm zu sein, sind somit in die Objektivität der räumlichen Strukturen in Form spezifischer 'Gebrauchsanweisungen' eingeschrieben, aber zugleich - und dies zusammen zu denken ist wichtig - auch in die subjektiven Wahrnehmungsstrukturen der einzelnen Akteur/innen, die zum Teil wiederum aus einer oft unbewussten Verinnerlichung dieser objektivierten Strukturen hervorgehen" (Helfferrich u.a. 2000a, S. 144).

Dabei richten Helfferrich u.a ihr Augenmerk nicht vornehmlich auf Ausschlussmechanismen, sondern vielmehr auf verbleibende und praktizierte Formen von Handeln und Aneignung unter den massiv eingeschränkten Möglichkeiten wohnungsloser Frauen. In Anlehnung an de Certeau (1988) verwenden sie hierzu den Begriff der "Taktik", für verdeckte, flüchtige und situative Praktiken, mit denen auch ohne festen Wohnraum und materielle Ressourcen zumindest vorübergehend Raum angeeignet und Schutz hergestellt werden kann. Durch die ständige Wiederholung solcher flüchtigen, ortlosen Taktiken erreichen die Betroffenen eine relative Dauerhaftigkeit in den städtischen Nischen. "Eben: Wohnen als Taktik" (Helfferrich u.a. 2000a, S. 149).

Explizit wendet sich dieser Ansatz - analog zu Connell und Bourdieu - von reiner Strukturtheorie ab, die Wohnungslosigkeit und Geschlecht als fest vorgegebene Kategorien im Sinne sozialer Benachteiligung fassen würde, und hin zu einem Verständnis, in dem Geschlecht und Wohnen als Handlung unter strukturellen Voraussetzungen und diese strukturellen Voraussetzungen zugleich reproduzierend begriffen werden. "In der Interpretation kann dann darauf zurückgegangen werden, wie sich die Strategien, den Alltag zu organisieren, zu den Strategien der 'Herstellung von Geschlecht', zur Inszenierung von Weiblichkeit ... verhalten" (Helfferrich u.a. 2000a, S.151).

Dieses Verhältnis alltäglicher Praktiken zur Aneignung von Raum im Sinne solcher Taktiken und damit auch zur Reproduktion der eigenen sozialen Position und der praktischen Herstellung von Männlichkeit muss ein Kernstück einer Untersuchung von männlicher Wohnungslosigkeit und zugleich von Männlichkeit unter Wohnungslosigkeit darstellen. Dabei ist auch zu untersuchen, ob sich in den Aneignungsformen männlicher Wohnungsloser der Hegemonieanspruch gegenüber weiblichen Wohnungslosen widerspiegelt.

Männlichkeit und (Erwerbs-)Arbeit

"Männliche Identität, so die zentrale These in der soziologischen und historischen (Geschlechter-)Forschung – konstituiert sich in modernen Gesellschaften vor allem in und durch Erwerbsarbeit" (Salzwedel/Scholz 2000, S. 22). Grundsätzlich sind deswegen Erwerbsarbeit, Arbeitsteilung und Erwerbslosigkeit zentrale Themen auch der neueren Männerforschung (insbesondere: Heinermann 1992; Schnack/Gesterkamp 1998; Salzwedel/Scholz 2000).

Eine um Berufsarbeit figurierte Männlichkeit war zunächst im Bildungsbürgertum des 18. Jahrhunderts zu beobachten, und wuchs in der Bedeutung mit dem Bürgertum im

folgenden Jahrhundert stark an. Der Arbeitsplatz der Männer war nicht mehr in der Einheit des "Ganzen Hauses", sondern in davon getrennten Institutionen, während die Frau weiter im Haus tätig war. Damit rückte die Erwerbsarbeit in den Mittelpunkt bürgerlich-männlichen Lebens. Die in der Berufsarbeit geforderten Eigenschaften wie Rationalität, Methodik in der Lebensführung, selbständige Gestaltung der privaten und öffentlichen Aufgaben flossen in die Geschlechtscharaktere ein und wurden zum "Wesen des Mannes". "Durch die zunehmende Professionalisierung der Berufe und das rasche Wirtschaftswachstum vor allem ab den Jahren nach 1870 hatte sich am Ende des 19. Jahrhunderts eine spezifische Konstellation von Männlichkeit herausgebildet, die im Anschluss an Connell ... als hegemonial bezeichnet werden kann" (Salzwedel/Scholz 2000, S. 24). Gekennzeichnet ist sie durch akademische oder technische Bildung, Betonung von Leistung, Streben nach ökonomischem Erfolg, Rationalität und Autonomie, und verbunden mit der Position des Familienernährers und Ehemanns.

Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts kam es dann innerhalb der hegemonialen Männlichkeit zu einer Spaltung "zwischen einer Männlichkeit, die sich um interpersonelle Dominanz organisiert, und einer, die sich um Wissen und Sachverstand organisiert" (Connell 1996, S. 37). Dominanz versus Sachkenntnis wurden deutlich unterscheidbare Strategien zur Verteidigung der männlichen Herrschaft. Connell sieht im "Kult des Finanzjongleurs" die aktuell bedeutendste Form dominanzbasierter Männlichkeit. Allerdings scheint derzeit die Bedeutung des Sachverstandes auf Seiten von Managern und Technokraten viel stärker eine zeitgemäße, hegemoniale Männlichkeit zu prägen (vgl. auch Lang 1998).

Im Konzept der hegemonialen Männlichkeit stellen die Produktionsbeziehungen, d.h. die geschlechtliche Arbeitsteilung selbst, aber z.B. auch die daraus resultierenden geschlechtsbezogenen Akkumulationsprozesse, eine wesentliche Struktur zur Herstellung des Verhältnisses zwischen und innerhalb der Geschlechter dar (vgl. Connell 1999; 2002). Wobei – im Sinne Bourdieus – diese Akkumulationsprozesse neben dem augenfälligen ökonomischen Kapital durchaus auch kulturelle und soziale Formen von Kapital entscheidend prägen dürften. Und auch die beiden anderen Strukturen im Konzept Connells dürften maßgeblich an Berufstätigkeit gekoppelt sein: Gesellschaftliche Machtbeziehungen resultieren ohnehin häufig aus professionell ausgeübten oder zumindest an den beruflichen Status gekoppelten Funktionen, aber auch emotionale Bindungsstrukturen und Liebesvorstellungen sind in den Normativen der bürgerlichen Ehe nicht zuletzt an die Rolle des Mannes als "Familienernährer" gebunden. Damit stellt sich aber die Frage nach der Männlichkeitskonstruktion all derjenigen, die im Hinblick auf die zentrale Struktur der Produktionsbeziehungen als marginalisiert einzustufen sind.

Angesichts der hohen Bedeutung von Erwerbsarbeit wird in der Männerforschung meist davon ausgegangen, dass Männer besonders stark durch Arbeitslosigkeit verunsichert werden. Schnack/Gesterkamp (1998) etwa vergleichen den Verlust des Arbeitsplatzes mit einem Heimatverlust und setzen ihn dem "horror vacui" gleich: "Arbeit ist für Männer eine Heimat, ein Gegengewicht zum weiblich geprägten Leben daheim. Im Beruf leben sie in Einklang mit ihrer Geschlechtsrolle. Arbeitslose werden aus diesem identitätsstiftenden Zusammenhang hinauskatapultiert" (Schnack/Gesterkamp 1998, S. 65). Allerdings liegen kaum empirische Arbeiten vor, die die These vom männlichen Identitätsverlust absichern könnten (zusammenfassend: Döge 1999). Eine

Forderung nach stärkerer Erforschung von Männlichkeitskonstruktion auch in diesen marginalisierten Milieus (Schroeder 1996) scheint weiterhin uneingelöst.

Für die Untersuchung männlicher Wohnungslosigkeit wären insbesondere die Auswirkungen des Verlustes von Erwerbsarbeit als identitätsstiftender männlicher Praxis und dessen Folgen für die Akkumulation verschiedener Kapitalformen – zu denken ist dabei insbesondere auch an das soziale Kapital - zu analysieren. Auch müsste untersucht werden, wie der fehlende Zugriff auf eine maßgebliche Struktur zur Herstellung von Männlichkeit kompensiert wird. Denkbar wäre etwa, dass die in ihr eingelagerten Organisationsformen um Sachverstand bzw. interpersonelle Dominanz auch außerhalb des Bereiches "Produktionsbeziehungen" realisiert werden können.

Männlichkeit und Gewalt

Maßgeblichen Einfluss auf die Diskussion um den Zusammenhang zwischen Gewalt und der Konstruktion von Männlichkeit hat die Theorie zur "Triade männlicher Gewalt" von Kaufmann 1996 (vgl. Walter 2000; Meuser 2002). Kaufmann geht dabei von drei "Eckpfeilern" der Gewalt aus, die sich gegenseitig verstärken: "Die Gewalt von Männern gegen Frauen ist nur ein Eckpfeiler der Triade von Männergewalt. Die anderen beiden sind Gewalt gegen andere Männer und gegen sich selbst. [...] Die Konstruktion von Männlichkeit schließt die Konstruktion von „Überschuss-Aggressivität“ [...] mit ein. Den gesellschaftlichen Kontext dieser Gewalttriade bildet die Institutionalisierung von Gewalt in der Funktionsweise fast aller Bereiche sozialen, ökonomischen und politischen Lebens" (Kaufmann 1996, S. 139). Gewalt gegen Frauen versteht Kaufmann als "Ausdruck der Zerbrechlichkeit von Männlichkeit" und maßgeblich "für die Aufrechterhaltung von Männlichkeit und männlicher Dominanz" (155). Dabei geht er davon aus, dass sich der Ausdruck männlicher Macht von Klasse zu Klasse radikal unterscheidet. Während Männer der Mittelklasse über berufliche Macht die Möglichkeit haben, ihre persönliche und soziale Macht durch direktes Beherrschen der Macht auszudrücken, ist in der Arbeiterklasse Ausdruck von Macht häufig auf den 'Arbeiterklassen-Machismo' begrenzt und damit auf körperliche Gewalt und unmittelbare Risikosuche fokussiert.

Auch Connell greift die Aspekte männlicher Gewalt gegen Frauen und Männer sowie die Unterschiede im Gewalthandeln zwischen Klassen auf: Gewalt ist für ihn ebenfalls Mittel, sich innerhalb der Strukturen hegemonialer Männlichkeit der eigenen Männlichkeit zu versichern und diese gegenüber anderen zu demonstrieren. Insbesondere zeigt er hierbei auf, wie unmittelbare Gewalt einer marginalisierten Männlichkeit dazu dient, sich "gegen mächtigere Männer zu behaupten" (Connell 1999, S. 105). Aber während die Gewalt unter Männern damit eine "status- und männlichkeitsverbürgende Funktion" (Meuser 2002, S. 58) einnimmt, leistet die gegen Frauen gerichtete Gewalt dies nicht. "In einer männlichen Welt der Gewalt wird Frauen nicht zugetraut, dass sie sich körperlich behaupten können, und deshalb werden sie beim Austausch körperlicher Aggressionen nicht als ebenbürtiger Gegner betrachtet" (124). Tätlichkeiten gegenüber Freundinnen und Lebensgefährtinnen würden sich zwar häufig ereignen, aber eine Aufwertung innerhalb der Hierarchie von Männlichkeit könne dadurch nicht erwirkt werden.

Meuser setzt mit seinem Versuch, Gewalt aus den Konstitutionsbedingungen von Männlichkeit zu erklären, mit einer Kritik an beiden Theorieentwürfen an (vgl. 1999;

2002). Connells Ausführungen zu Gewalt bleiben ihm zu fragmentarisch, da sie nicht erklären, auf welche Weise sie der Logik hegemonialer Männlichkeit entsprechen. Bei Kaufmann (1996) scheint ihm die Fragilitätsthese einerseits überzogen, andererseits unterschätzt: Nicht jede Gewalt gegen Frauen kann als kompensatorische Identitätsstrategie gefasst werden, sondern viel häufiger als legitim empfundene Ausübung von Macht und Unterwerfung. Andererseits müsse diese These durchaus auch für die Gewalt zwischen Männern in Betracht gezogen werden, insbesondere dort, wo sie kompetitiven Charakter hat. Der erste Ausgangspunkt seiner Überlegung ist der ambivalente Charakter von Gewalt, die einerseits Ordnungsproblem ist, andererseits aber auch eine Form sozialer Ordnung herstellt. Der zweite ist die Übernahme des distinktions- und dominanzlogischen Ansatzes von Connell: "Männlichkeit wird konstruiert und reproduziert in einer Abgrenzung sowohl gegenüber Frauen als auch gegenüber anderen Männern. ... Begreift man Gewalt als ein Mittel der Distinktion und der Herstellung zumindest von situativer und temporärer Dominanz, dann wird deutlich, dass sowohl hetero- als auch die homosoziale Gewalt der Logik des benannten Konstitutionsprozesses von Männlichkeit folgt" (Meuser 2002, S. 64).

Zur Differenzierung männlichen Gewalthandelns führt Meuser zwei Dimensionen ein, mittels derer drei unterschiedliche Logiken von Gewalt unterschieden werden können: Die erste ist – wie bereits bei Kaufmann – die Unterscheidung in homo- und heterosoziale Formen der Gewalt, also die gegenüber anderen Männern und die gegenüber Frauen. Zum anderen betrachtet er die Reziprozität dieser Handlungen, also die Frage, wie austauschbar Opfer- und Täterrollen sind. Im Anschluss an Bourdieus These der Habituskonstitution durch die "ernsten Spiele des Wettbewerbs", die sich nur unter Männern abspielen (Bourdieu 1997a, S. 203), bilden gewaltsame Auseinandersetzungen unter Männern, sofern diese kompetitiv in Form von „Dominanzspielen“ organisiert sind, die wichtigste Form reziproker, homosozialer Gewaltausübung. Sie sind – etwa in Formen von studentischen Messuren oder organisierten Schlägereien zwischen Hooligans – nicht nur Mittel der Aus- und Abgrenzung, sondern auch der wechselseitigen Anerkennung. Solche Formen sind nicht auf heterosoziale Verhältnisse übertragbar. Da bei Gewalt gegen Frauen diese Reziprozität fehlt, dienen diese alleine der Ausgrenzung und Degradierung. Der symbolische Gewinn, der in der ersten Form auch den Unterlegenen zukommt, ist den Frauen verwehrt. Ähnlich strukturiert scheinen schließlich homosoziale, aber nicht reziproke Formen von Gewalt, die das männliche Opfer ebenfalls degradieren und in seiner persönlichen Integrität in Frage stellen. "Auf je spezifische Weise macht sich bei homo- wie bei heterosozialer Gewalt die Struktur der hegemonialen Männlichkeit bzw. Distinktions- und Dominanzlogik von Männlichkeit geltend. In diesem Sinne ist festzustellen, dass geschlechtlich konnotierte Gewaltverhältnisse die Struktur der Geschlechterordnung reflektieren" (Meuser 2002, S. 72). Mit Blick auf die These von Trothas, dass Gewalt eine "Jedermanns-Ressource" darstellt, schränkt Meuser ein, dass sie eine solche Ressource zwar für jeden Mann darstelle, aber – in Bezug auf die bestehende und von ihr reproduzierte Geschlechterordnung – nicht eine legitime Ressource von Frauen.

Ähnlich wie Meuser macht auch Lenz darauf aufmerksam, dass nicht nur der Großteil der Gewalttäter, sondern auch die überwiegende Zahl von Gewaltopfern Männer sind (vgl. Lenz 1996; 2000). Er beschäftigt sich vorwiegend mit der Opfererfahrung von Männern, wobei er keine analytische Unterscheidung zwischen reziproker und einseitiger Form von Gewalt macht. Lenz lehnt sich stark an eine rollentheoretische Männer-

forschung im Sinne Plecks an und sieht insbesondere in der Verarbeitung der Gewalterfahrung ein entscheidendes Merkmal der Einschränkung von Männern durch Rollenstereotype. Männliche Opfer stellen für ihn ein gesellschaftliches Paradox dar: „Im tradierten Rollenverständnis wird von einem Mann erwartet, dass er aktiv und überlegen ist, mit seinen Problemen allein fertig wird und sich jederzeit und selbstverständlich ohne Hilfe von außen wehren kann. [...] Und es wird erwartet, dass ein Mann nicht leidet oder zumindest sein Leiden nicht zeigt“ (Lenz 1996, S. 162). Während Lenz eine detaillierte Auflistung männlicher Opfererfahrungen und Reaktionen auf diese beschreibt, fehlt allerdings ein analytischer Rahmen, um diese Beschreibungen für eine Theorie der Männlichkeitskonstruktion nutzbar zu machen.

Zum dritten "Eckpfeiler" der Kaufmannschen Theorie, der Gewalt von Männern gegen sich selbst, liegt kaum empirisches Material vor. Unumstritten ist ein deutliches Überwiegen der Männer bei Suizidzahlen und -raten gegenüber Frauen, so dass die Suizidforschung zumindest in den letzten Jahren etwas mehr Gewicht auf die Frage der geschlechtsspezifischen Unterschiede gelegt hat (zusammenfassend Wolfersdorf 2001). Zwar finden sich dadurch mittlerweile eine Reihe von Studien, die sozioökonomische Aspekte, biologische Faktoren oder auch psychodynamische Erklärungen herausarbeiten. Ein konsistentes Erklärungsmodell männlicher Suizidalität ist aber selbst aus der Perspektive der Psychologie nicht in Sicht: "Der Versuch, ein Gesamtkonzept unter geschlechtsspezifischen Gesichtspunkten und noch dazu für Männer zu entwerfen, würde rasch spekulativ geraten. Es gibt bis heute keinen Entwurf suizidalen Verhaltens, der alle ätiopathogenen Modelle zusammenführt" (Wolfersdorf 2001, S. 105). Eine Anbindung an Theorien der Männlichkeitskonstruktion steht ebenfalls noch aus.

Zur Untersuchung der Bedeutung von Gewalt bei wohnungslosen Männern scheint aber ein Ansatz weiterführend, der Gewalt einerseits als auch für marginalisierte Männer verfügbare Ressource begreift und andererseits ihre ordnungsstiftende Funktion im Auge behält. Insbesondere die analytische Unterscheidung von homo- und heterosozialer Gewalt ermöglicht einen Blick auf geschlechtskonstitutive Aspekte von Gewalterfahrungen Wohnungsloser. Die Kategorie der Reziprozität ermöglicht, Gewalt gegen Wohnungslose auch als Mechanismus der Aus- und Abgrenzung zu untersuchen.

Männlichkeit und Gesundheit

Zur Frage männlichen Gesundheitsverhaltens liegt zwar inzwischen umfangreiche Literatur vor (z.B. Haase/Jöstings/Mücke/Vetter 1996; Dr. Med. Mabuse 2000; Brähler/Kupfer 2001); gleichwohl wird diese Frage meist nicht zu den Kernpunkten einer sozialkonstruktivistischen Männerforschung gerechnet (z.B. Döge 1999; Walter 2000). Ein Grund für diese Diskrepanz mag in dem tiefen Graben zwischen der Fülle von empirischen Befunden zur gesundheitlichen Situation von Männern und der Seltenheit von theoretischen Erklärungsansätzen liegen, die über eine Zuweisung zu traditionellen Rollenmodellen hinaus gehen (vgl. insbesondere Hollstein 1992; Hollstein 2000).

Verschiedene Befunde dokumentieren eindrücklich die gesundheitlichen Schwächen des "starken" Geschlechts (z.B. Schnack/Neutzling 1990; Hurrelmann 1996; Brähler/Goldschmidt/Kupfer 2001) wie auch deutliche geschlechtsspezifische Auffassungen von Gesundheit und körperlichem oder seelischem Wohlbefinden (z.B. Kolip 1994). Zusammenfassend über die Lebensspanne lässt sich männliche Anfälligkeit als Konstante von starkem Geburtenüberschuss bei Jungen hin zur massiven Unterrepräsentation

tation im Senium durchgängig zeigen. Damit verbunden sind Unterschiede in der Lebenserwartung, für die unterschiedliche Faktoren verantwortlich gemacht werden können: Die Unfallhäufigkeit ist bei Jungen und Männern höher als beim weiblichen Geschlecht, ebenso die Selbsttötungsrate. Männer sind häufiger von Suchterkrankungen und insbesondere von substanzmittelgebundenen Süchten betroffen. Zudem haben männerspezifische Berufe häufig höhere Gefährlichkeitsindizes. Abschließend erkranken Männer häufiger an tödlich verlaufenden Krankheiten wie Krebs, Hirnschlag oder Herzkrankheiten. Erklärt werden diese Unterschiede meist über spezifische Verhaltensweisen, denen gesellschaftlich Männlichkeit zugeschrieben wird: Männlichkeit wird im Allgemeinen mit Macht, Kontrolle, Stärke, Härte usw. verbunden. In der Orientierung an diesem Männlichkeitsbild ist der Zugang zu affektiven Prozessen als Grundlage einer Selbstwahrnehmung im Hinblick auf die eigene Belastbarkeit, wie auch emotionale Fertigkeiten zum Belastungsausgleich in der Folge bei Männern weniger ausgebildet. Auf einen Zusammenhang von Geschlechterrollenerwerb und gesundheitlicher (Un-)Aufmerksamkeit weist verschiedenes hin, u.a. dass eine verminderte Inanspruchnahme von medizinischen Hilfeleistungen bei Jungen mit der Pubertät einsetzt und bis ins hohe Alter erhalten bleibt. Zusätzlich zeigt sich in verschiedenen Untersuchungen, dass Männer stärker passive Gesundheitskonzepte aufweisen als Frauen, also generell weniger Maßnahmen zur Herstellung oder Verbesserung ihres körperlichen oder seelischen Wohlbefindens von sich aus ergreifen (zusammenfassend Fichtner 1999; Brähler/Goldschmidt/Kupfer 2001).

Während diese Befunde auf den ersten Blick auf eine verminderte Aufmerksamkeit von Männern gegenüber ihrer Gesundheit deuten, legen Ergebnisse aus den Untersuchungen von Jugendlichen im Zusammenhang mit dem Erwerb von Geschlechtsidentität noch eine zusätzliche zweite Erklärung nahe. Risikopraxen, die sich auch als gesundheitsschädigendes Verhalten manifestieren, können zugleich funktional für die Herstellung von Männlichkeit sein. Diese Argumentation schließt sich an Franzkowiak (1986) an, der aufzeigen konnte, dass das Risikoverhalten von männlichen und weiblichen Jugendlichen je nach Entwicklungsstufe individuelle und soziale Funktionen besitzt. So argumentiert Winter (1994) mit einer Doppelfunktion dieses Verhaltens, das er in "sozial" und "gefahrenbezogen" differenziert: "Soziales Risikoverhalten bezieht sich auf die Jungen- bzw. Männergruppe. Es hat integrative oder statusbezogene Funktionen (Rauchen, Alkoholkonsum)", wobei es nicht auf eine reale Integration oder Statuserhöhung beschränkt bleibt, weil es "auch psychogene Ursachen hat und die selbstbezogene Funktion für den Konsumenten einen hohen Stellenwert erhält" (208). Dagegen erfordert gefahrenbezogenes Risikoverhalten Mut, Überwindung, Leistung etc. Es verspricht, "äußere und innere Grenzen spürbar, Begrenzungen wahrnehmbar zu machen: den eigenen Körper, Leistungsgrenzen, Lebensgrenzen in Todesgefahr, aber auch verborgene Emotionen (v.a. Angst)" (208). Da der Alltag solche Gefahren für erwachsene Männer meist nicht bietet, müssen diese künstlich hergestellt werden oder als gesundheitsschädigendes Verhalten (gezielt) eingegangen werden. Gerade die Befunde zur Unfall- oder Suizidhäufigkeit, aber auch zum Suchtmittelkonsum bei Männern lassen sich gut mit dieser Hypothese in Einklang bringen.

Eine weitere Differenzierung dieser Position kann in der Untersuchung von Helfferich (1994) zu somatischen Kulturen von Jugendlichen gesehen werden. Sie zeigt, dass bei unterschiedlichem Verhalten wie Rauchen, Alkoholkonsum, Drogenkonsum oder Sport bis hin zu Suizidmethoden in "weiche" und "harte" Varianten unterschieden werden

kann und durchgängig gilt: Je härter das Muster, um so typischer ist sie für das männliche Geschlecht. "Risikopraxen, in denen Körpergrenzen (schmerzhaft) erfahren werden, sind Kristallisationspunkt der somatischen Kulturen von Jungen - insbesondere von Jungen mit niedrigem sozialen Status" (58f.).

Die Untersuchung von Helfferich (1994) verweist auch darauf, dass deutliche Schichtunterschiede in der Ausbildung solcher somatischer Kulturen auszumachen sind. Gegen eine anthropologische Position mit ihrer generalisierenden Zuschreibung von "Härte" zu „Mannsein“ setzt sie eine soziale Normierung, die Bilder von Männlichkeit und Weiblichkeit milieuspezifisch bestimmt. "Nicht nur zwischen den Geschlechtern, sondern auch innerhalb der beiden Geschlechter werden bei differierender sozialer Herkunft die gesellschaftlichen Widersprüche sehr verschieden erfahren; je nach normativem Bezugssystem eröffnen sich unterschiedliche Möglichkeiten, die Widersprüche zu verarbeiten. [...] Milieus weisen Mädchen und Jungen einen anderen Ort zu, definieren geschlechtsabhängige Rechte und Pflichten jeweils anders und haben verschiedene Konzepte und Ausdrucksformen von Männlichkeit und Weiblichkeit" (110).

Entgegen einer Konzeption, die mangelndes männliches Gesundheitsverhalten als Ausdruck eines passiven Leidens unter der männlichen Rolle begreift, stellt Helfferich aktive Konstruktionsprozesse in den Vordergrund, d.h. die Frage "wie Mädchen und Jungen ihre Geschlechtsidentität im Sinne einer aktiven Ich-Leistung herstellen. [...] Die Rollen werden ebenso wie Symbolik von Männlichkeit und Weiblichkeit in der herrschenden Kultur der Zweigeschlechtlichkeit als Stoff in diesem Prozess der Herstellung von Geschlecht verarbeitet" (Helfferich/Franzkowiak 1997; S. 75).

Als besonders bedeutsam für die Situation von männlichen Wohnungslosen können innerhalb des Bereiches Gesundheit Suchterkrankungen (z.B. Gosdchan/Keck/Liedholz/Nägele 2002) und psychische Erkrankungen (z.B. Institut für kommunale Psychiatrie 1996; Eikermann 1998; Fichter u.a 1996; Romaus/Gaup 2003) gelten, wobei beides zumindest empirisch häufig nicht voneinander zu trennen ist und gerade Abhängigkeit von Suchtmitteln die psychiatrischen Diagnosen von Wohnungslosen dominieren (vgl. Wessel 1996; Eikermann 1998; Fichter/Salkow/Quadflieg/Altmann 2000; Kunstmann 2000; Romaus/Gaup 2003).

Abhängigkeit und Suchtverhalten

Die geschlechtsdifferenzierte Erklärung von Suchtverhalten ist das Hauptanliegen einer Arbeitsgruppe um Helfferich. Unter geschlechterbezogener Suchtprävention wird die präventive Arbeit mit weiblichen und männlichen Betroffenen verstanden, die u.a. "Suchtmittelkonsum bzw. -missbrauch (gesundheitsbezogenes Risikoverhalten) im Kontext der Herausbildung von Geschlechtsidentitäten interpretiert/versteht (und) den Konsum und Missbrauch spezifischer Drogen in Zusammenhang stellt mit geschlechtertypischen Lebens- und Problemlagen“, wie etwa das Verhältnis zum eigenen Körper oder die Bewältigung von biographischen Übergängen (Franzkowiak/Helfferich/Weise 1997, S. 91). Suchtverhalten wird explizit aus einer sozialkonstruktivistischen Perspektive konzipiert als spezifische Praxis eines "doing gender“.

Ähnlich argumentiert Wessel (1994), der sich – wenn auch sehr knapp - auf das Konzept hegemonialer Männlichkeit beruft. Zum einen ist der Konsum von Suchtmitteln als männliche Praxis sozial anerkannt. Dabei ermöglicht er einmal den Anschluss an Vor-

stellungen von hegemonialer Männlichkeit durch das Ausagieren von Aggressivität; zum anderen bietet er gleichzeitig eine Legitimation für als unmännlich konnotiertes Verhalten, wie das Ausleben von Anlehnungsbedürfnissen oder den Verlust von Kontrolle. Da ein Suchtmittelkonsum diese Legitimationsfunktionen für Frauen nicht erfüllt, wird er als männliche Distinktionsstrategie gegenüber Weiblichkeit gewertet. Allerdings verliert männlicher Suchtmittelkonsum seine Legitimation, wenn er zu einem Herausfallen aus der sozialen Rolle führt. Damit trennt Wessel auch hegemoniale von untergeordneten Männlichkeiten, "die Unterordnung von vielen Gruppen von Männern mit Süchten, vor allem derjenigen Männer, die mit ... Alkohol nicht (mehr) umgehen können oder sich die ‚Schmuddelidentität‘ eines Rauschgiftsüchtigen zugelegt haben" (Wessel 1994, S. 203). Wessel unterscheidet hierzu nach Suchtmitteln, denen er ein „positives Potential“ zuspricht, wie Nikotin, Koffein, aber auch scheinbar kontrollierter Konsum von Alkohol und Medikamenten, sowie Arbeitssucht, Spielsucht und Sucht nach Extremerlebnissen auf der einen Seite, und solchen mit "negativem Potenzial", wie Drogensucht und die Sucht nach Schnüffelstoffen, oder unkontrolliertem Alkohol- und Medikamentenkonsum auf der anderen Seite. "Diese verschiedenen Erscheinungsformen des männlichen Umgangs mit Suchtpotenzialen stehen in einem sozial hierarchisierten Verhältnis zueinander und bilden eine soziale Stigmatisierungshierarchie, die letztlich auch über Zugänglichkeit zu Therapiesystem bzw. Systemen sozialer Kontrolle entscheidet" (Wessel 1994).

Anzumerken ist dazu, dass z.B. Henkel (1988) auf den Mythos der "Trunksucht als der Mutter der Armut" eindrücklich aufmerksam gemacht und gezeigt hat, dass der Konsum weniger Ursache als vielmehr unangemessenes Bewältigungsverhalten darstellt (vgl. auch Kunstmann 2000). Als solches kann auch der Mythos selbst gewertet werden.

Psychische Erkrankung

Während Geschlechterunterschiede im Hinblick auf psychische Gesundheit in der Psychologie schon über eine längere Tradition verfügen (vgl. Becker/Minsel 1986; Sieverding 1999), gibt es aus der Perspektive einer sozialkonstruktivistisch orientierten Männerforschung - außer einem Beitrag zur psychotherapeutischen Arbeit mit Männern (Trio Virilent 1996) - bisher keine theoretischen Konzeptionalisierungsversuche.

In der psychologischen Tradition werden vor allem Rollenmodelle herangezogen und es wird im Anschluss an Parsons die Bedeutung von instrumenteller und expressiver Rollenausrichtung für die psychische Gesundheit betrachtet. Die Hypothese, dass eine möglichst hohe Kongruenz mit der geschlechtstypischen Rolle von Vorteil sei, hat sich empirisch nicht halten können. Aber auch die Androgynitätsthese weist Schwächen auf: Androgyne Personen seien nur stark femininen oder undifferenzierten Personen überlegen, nicht aber maskulinen. In Bezug auf die empirischen Ergebnisse zu beiden Geschlechtern formuliert Sieverding: "Maskulinität ist gesund, Feminität ungesund [...] Ohne Zweifel sind expressive Eigenschaften wie Einfühlsamkeit, Besorgnis um andere oder Fürsorglichkeit wertvolle Qualitäten ... Es bedarf jedoch anscheinend eines instrumentellen Gegengewichts, damit diese nicht in Abhängigkeit, Unterordnung und Selbstaufopferung endet" (Sieverding 1999, S. 51).

Allerdings kommt Sieverding entgegen der eigenen Befunde zum Ergebnis, dass auch Männer ihre Instrumentalität im Sinne psychischer Gesundheit durch stärkere Expres-

sivität abmildern sollten. Eine theoretische Konzeptionalisierung von Männlichkeit und psychischer Erkrankung steht damit weiter aus.

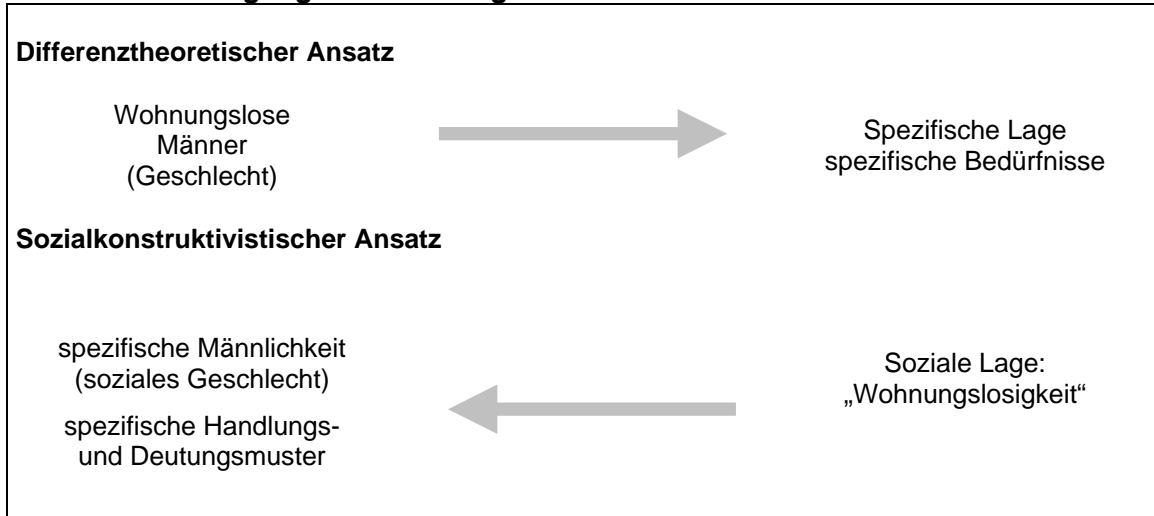
Auch Gesundheits- und Risikoverhalten wohnungsloser Männer können als milieuspezifische Ausdrucksweisen von Männlichkeit betrachtet werden und damit nicht nur als Verzicht auf eigene Gesundheitsfürsorge, sondern als aktives Handeln, als Strategie, Männlichkeit aufrechtzuerhalten oder herzustellen. Vor allem wäre im Bereich des Missbrauchs von Alkohol und Drogen zu betrachten, welche Funktion er für wohnungslose Männer hat. Für den Bereich der psychischen Erkrankungen ließe sich untersuchen, wie Inhalte und Ausdrucksformen der Erkrankungen in Bezug zu setzen sind zu geschlechtstypisch konnotierten Rollen oder wie sie – im Falle wahrhafter Störungen – Männlichkeitsmuster reproduzieren.

3.4 Der Mann als Wohnungsloser, der Wohnungslose als Mann

Eine Untersuchung männlicher Wohnungslosigkeit kann begriffen werden als Wohnungslosen- und Männerforschung in einem. Sie richtet sich zunächst auf die spezifischen Lebensverhältnisse von Männern, die von Wohnungsnot bedroht oder bereits wohnungslos sind. Im Mittelpunkt der Aufmerksamkeit steht dabei das soziale Geschlecht ("Gender") als Strukturmerkmal für die gesellschaftliche und geschlechtsspezifische Verteilung von Chancen und Risiken und zielt auf die spezifischen Lebenslagen von Männern mit Wohnungsnotfallproblematik; damit sowohl auf geschlechtstypische objektive Merkmale, als auch subjektive Deutungen dieser Lage und der vorhandenen Handlungsmöglichkeiten. Dieser Aspekt kann im Sinn des Lebenslagen-Ansatzes als "Bedingungen der Wohnungslosigkeit von Männern" im engeren Sinne gekennzeichnet werden.

Wird die Absicht, Wohnungsnot primär aus der "Perspektive der davon Betroffenen" zu erfassen, deren subjektive Deutungsmuster zu untersuchen und daraus eine theoretische Erklärung abzuleiten, konsequent unter den Gendervorbehalt gestellt, ergibt sich noch ein weiterer Aspekt: Die Frage, wie diese subjektiven Deutungen von Lage und Handlungsmöglichkeiten selbst Teil einer Geschlechterkonstruktion von Wohnungslosen sind, wie tagtägliche Praxis von männlichen Wohnungslosen mit all ihren objektiven und subjektiven Restriktionen auch die Praxis kompetenter Geschlechterkonstrukteure ist. Dieser Aspekt könnte dann als "Männlichkeit unter der Bedingung von Wohnungslosigkeit" im weiteren Sinn gekennzeichnet werden. Erst beide Aspekte zusammen erlauben einen geschlechterkritischen Blick auf die Lebenslagen von Wohnungslosen und eine geschlechtertheoretische Erklärung aus den Deutungs- und Orientierungsmustern der Betroffenen selbst.

Theoretische Zugänge zu wohnungslosen Männern



Die sozialkonstruktivistische Männer- und Geschlechterforschung stellt Erklärungsansätze bereit, die sich an die bisherigen empirischen Ergebnisse zu männlicher Wohnungslosigkeit anschließen lassen. Insbesondere Connells Konzept hegemonialer Männlichkeit mit seiner doppelten Distinktionslogik – soziale Praktiken zur Herstellung von gesellschaftlicher Dominanz von Männern gegenüber Frauen und zur Bestimmung des Verhältnisses von Männern untereinander – bietet einen wesentlichen Ansatzpunkt, um marginalisierte Männlichkeit von Wohnungslosen als Praxis im sozialen Raum zu verorten. Grundlage einer solchen Sicht ist das Verständnis, dass auch soziales Handeln unter der extremen Restriktion von Wohnungslosigkeit aktives Handeln und eine Reproduktion der sozialen und geschlechtlichen Ordnung darstellt. Wesentliche Kategorien für die Analyse solchen Handelns stellen die drei Strukturen Macht, Arbeit und libidinöse Besetzung dar.

Konzept hegemonialer Männlichkeit nach Connell

| Doppelte Distinktionslogik | Zentrale Strukturen |
|--|--|
| Hegemoniale Männlichkeit vs. Weiblichkeit vs. untergeordnete bzw. marginalisierte Männlichkeit | <ul style="list-style-type: none"> - Macht - Arbeit / Produktionsbeziehungen - Libidinöse Besetzung |

Es ist davon auszugehen, dass Männlichkeit in der Lebenslage Wohnungslosigkeit sowohl durch den Bezug auf hegemoniale Männlichkeit geprägt ist, als auch durch klassenspezifische Merkmale im Sinne der Geschlechtsklassenhypothese. Als besonders nutzbringende theoretische Erweiterung erscheint der Anschluss an das Bourdieusche Habituskonzept mit seiner doppelten Ausrichtung auf Klassen- und Geschlechtertheorie und seiner Konzeptionalisierung des männlichen Habitus. Ausformungen dieses Habitus sind maßgeblich durch die Verfügbarkeit der drei Kapitalsorten ökonomisches, kulturelles und soziales Kapital bestimmt. Gerade die Dialektik von Struktur und Handlung innerhalb der Ansätze von Bourdieu und Connell, der doppelte Blick auf objektive Struktur und subjektive Deutung erlaubt Anschlüsse an den Lebenslagen-Ansatz.

Wesentlich bei dieser Sicht auf wohnungslose Männer ist der Blick auf ihr aktives Handeln und ihre sozialen Praktiken, die auch unter dem Aspekt der Konstruktion von Männlichkeit betrachtet werden. Die Fragen nach der Wohnsituation und der Aneignung von öffentlichem und halböffentlichem Raum, Fragen nach Suchtmittelkonsum und gesundheitliche Risikopraxen können unmittelbar unter diesem Aspekt analysiert werden. Der Ausschluss aus der Erwerbsarbeit und der Verlust partnerschaftlicher oder familiärer Beziehung bildet eine erhebliche Restriktion männlichkeitskonstitutiver Praktiken, deren mögliche Kompensation ebenfalls Gegenstand der Untersuchung sein kann. Schließlich sind Gewalterfahrungen in ihren unterschiedlichen Ausprägungen und Funktionen innerhalb der bestehenden Geschlechterordnung ebenfalls in ihrer Bedeutung für wohnungslose Männer zu untersuchen.

Maßgeblich für einen solchen Forschungsansatz ist, auch marginalisierte Männer nicht außerhalb der bestehenden Geschlechterordnung zu verorten. Männliche Wohnungslose weisen einen massiven Mangel an Ressourcen auf. Sie sind im Rahmen komplexer Pauperisierungsformen meist nicht nur durch die Wohnungslosigkeit, sondern in ihren Handlungsmöglichkeiten gleichzeitig auch durch extreme Armut, Ausschluss aus dem Erwerbsleben, Abbruch sozialer Bindungen und intimer Beziehungen und durch seelische und körperliche Krankheit erheblich eingeschränkt. Gleichwohl ist im Sinne eines "doing gender" im Rahmen sozialkonstruktiver Männerforschung davon auszugehen, dass sie weiterhin kompetente Geschlechterkonstrukteure bleiben, die nach Maßgabe ihrer Lebenslage versuchen, aktiv Männlichkeit zu konstruieren. Der männliche Habitus und die Orientierung an der hegemonialen Männlichkeit leiten dieses Handeln an und schaffen damit teilweise Spielräume, die gegenüber denen von wohnungslosen Frauen größer sein können. Allerdings dürfen solche Konstruktionsprozesse nicht voluntaristisch ausschließlich als Handlungsoptionen gesehen werden: Der männliche Habitus verhindert auch soziale Praktiken, die zur Lösung von Problemen erfolgversprechender wären, weil sie einer Konstruktion von Männlichkeit widersprechen. In diesen Habitus sind Deutungs- und Handlungsmuster eingelassen, die die Wahrnehmung der Welt und die soziale Praxis bestimmen; im Produktiven wie im Restriktiven. Auch wohnungslose Männer machen zwar ihre eigene Geschichte, aber sie machen sie nicht aus freien Stücken.

Ein Verständnis für den männlichen Habitus von Wohnungslosen und das durch ihn generierte Handeln dürfte den Blick auf die Ressourcen und auf die Restriktionen dieser Männer schärfen. Daran kann ein Hilfesystem ansetzen, das in einem analytischen Sinne geschlechtssensibel ausgerichtet ist, das sein Hilfsangebot an wohnungslose Männer an deren spezifischen Bedarf und deren Lebenslage als Wohnungslose und als Männer ausrichtet.

4. Der Lebenslagen-Ansatz als theoretisches Leitkonzept

Frauen und Männer in der existentiellen Notlage eines Wohnungsnotfalles bewegen sich in einem Spannungsfeld von vorurteilshaften Annahmen zu ihren jeweiligen Lebensverhältnissen, ihren tatsächlichen Handlungs- und Entscheidungsspielräumen und ihren persönlichen Bewältigungsstrategien. Aus der Perspektive der sozialwissenschaftlichen Frauen- und Genderforschung hat sich der Lebenslagen-Ansatz, ein Theoriekonzept aus der Sozialpolitikforschung, als geeignet erwiesen für eine genauere Analyse dieser komplexen und widersprüchlichen Lebensrealität, gerade weil in ihm die multifaktoriellen objektiven und subjektiven Merkmale der Lebenssituation in ihren jeweiligen Wechselwirkungen verknüpft werden können. Versorgungsgrade und Ressourcen von Frauen und Männern in ihren verschiedenen Lebensbereichen lassen sich ebenso berücksichtigen wie ihre subjektiven Deutungen und Verarbeitungsmuster. Dieser Ansatz hat z. B. zu einem besseren Verständnis der Ursachen für die sozialstrukturellen und geschlechtsspezifischen Benachteiligungen sowie der Armutsrisiken von Frauen beigetragen, z. B. bei allein erziehenden, bei armen, bei wohnungslosen Frauen, bei Frauen mit Behinderung, bei Frauen im ländlichen Raum (vgl. Alt/Enders-Dragässer 1999; Enders-Dragässer/Sellach 2000; Hammer/Lutz 2002; Knab 2001; Sellach 2000; Sellach/Heyer u.a. 1999).

Der Lebenslagen-Ansatz kann daher ebenso genutzt werden für die Analyse der Wege von Männern, von Paaren und Familien in die Wohnungslosigkeit, der Bedeutung von Erwerbslosigkeit im Wohnungsnotfall, von Suchtmittelmissbrauch, von Gewalterfahrungen und gesundheitlichen Beeinträchtigungen, von Familienkonflikten, Überschuldung, der Folgeprobleme von Wohnungslosigkeit und des Hilfebedarfs von allein stehenden Männern, männlichen Jugendlichen, auch ausländischer Herkunft bzw. von Familien. Dabei können über die Analyse der persönlichen und sozialen "Handlungsspielräume" bzw. ihren Begrenzungen auch die innerfamiliären Beziehungsdynamiken und -konflikte und die Gewaltproblematik im sozialen Nahraum in ihrer Bedeutung für Verarmungsprozesse und Wohnungslosigkeit einbezogen werden. In Bezug auf die Genderorientierung der Untersuchung können die subjektiven Deutungen von Lage und Handlungsmöglichkeiten dann als "Weiblichkeit bzw. Männlichkeit unter der Bedingung von Wohnungslosigkeit" im weiteren Sinn gekennzeichnet werden. Erst die geschlechtertheoretische Erklärung aus den Deutungs- und Orientierungsmustern der Betroffenen und die Ergebnisse einer geschlechtsspezifischen Analyse der objektiven Bedingungen der Lebenslagen von Wohnungslosen zusammen ergeben ein vollständiges Bild der Personen im Wohnungsnotfall.

Der Lebenslagen-Ansatz ist daher als theoretisches Leitkonzept gut geeignet, um die "Besonderheit der Lebensverhältnisse" der wohnungslosen oder von Wohnungslosigkeit bedrohten Personen bzw. Zielgruppen in ihren geschlechtsspezifischen Formen darzustellen und zu verstehen.

Im Begriff der "Lebenslage" wird das Zusammenwirken unterschiedlicher Faktoren in den konkreten Lebensverhältnissen von Individuen und sozialen Gruppen theoretisch gefasst. Neben den objektiven – materiellen und immateriellen – Dimensionen einer Lebenslage werden auch die subjektiven Dimensionen ihrer Bewältigung berücksichtigt, z.B. Befindlichkeit, Zufriedenheit, individuelle Bewältigungsstrategien. Der Begriff

"Lebenslage" wird als persönlicher Handlungsrahmen definiert, der von einer Vielzahl von individuell nicht beeinflussbaren äußeren bzw. strukturellen Merkmalen der Existenz bestimmt ist. Dieser Rahmen zur Entfaltung und Befriedigung grundlegender Bedürfnisse und Interessen, der durch objektive Faktoren begrenzt wird, haben der oder die einzelne, bzw. eine soziale Gruppe, wie Paare oder Familien zur Verfügung und füllen ihn jeweils individuell und sozial aus mit den ihnen zur Verfügung stehenden persönlichen Fähigkeiten und Möglichkeiten. Die Lebenslagen von Individuen und Gruppen lassen sich daher charakterisieren mit einer Vielzahl von Merkmalen oder Indikatoren, mit denen die strukturellen Bedingungen ihrer Lebensverhältnisse abgebildet werden können. Diese umfassen die Verfügbarkeit von und den Zugang zu materiellen Gütern ebenso wie immaterielle Werte oder positive und negative Interessenerfüllung (vgl. Bundesministerium für Gesundheit und Soziale Sicherung 2003).

Folgende Aspekte kennzeichnen die "Lebenslage" (Glatzer/Hübinger 1990, orientiert an Nahnsen 1975):

- Die "Lebenslage" ist multidimensional. Sie beinhaltet ökonomische, nicht-ökonomische und immaterielle, objektive und subjektive Dimensionen (z.B. Einkommensniveau, Wohnqualität, Gesundheit, Wohlbefinden).
- Die "Lebenslage" wird zentral bestimmt vom Haushaltseinkommen, weil davon der Zugang zur Befriedigung zahlreicher anderer Bedürfnisse abhängt.
- Die die "Lebenslage" charakterisierenden Bedingungen begrenzen die individuellen Optionen.

Der "Lebenslagen-Ansatz" differenziert nach unterschiedlichen Handlungs- bzw. Entscheidungsräumen, die als "Handlungsspielräume" bezeichnet werden:

- Versorgungs- und Einkommensspielraum (Umfang der Versorgung mit Gütern und Diensten);
- Kontakt- und Kooperationsspielraum (Möglichkeiten der Kommunikation und Interaktion);
- Lern- und Erfahrungsspielraum (Möglichkeiten der Entfaltung und Realisierung von Interessen, je nach Sozialisation; schulischer und beruflicher Bildung; Erfahrungen in der Arbeitswelt und Ausmaß sozialer und räumlicher Mobilität);
- Muße- und Regenerationsspielraum (Möglichkeiten des Ausgleichs psychophysischer Belastungen durch Arbeits-, Wohn- und Umweltbedingungen);
- Dispositions- und Partizipationsspielraum (Ausmaß der Teilnahme, Mitbestimmung und Mitentscheidung in verschiedenen Lebensbereichen).

Das Besondere und Weitreichende am theoretischen Modell der "Lebenslage" ist, dass darin die handelnden Subjekte, die ihr Leben im Rahmen ihrer persönlichen Möglichkeiten und Fähigkeiten mit den ihnen objektiv zur Verfügung stehenden sozialen und ökonomischen Ressourcen gestalten, im Mittelpunkt stehen und dabei nicht nur als "Opfer ihrer Verhältnisse" gesehen werden.

Die "Lebenslagen" von Frauen oder Männern waren allerdings in dem geschlechtsneutral formulierten theoretischen Konzept erst unvollständig beschrieben. Grundlegende Faktoren waren nicht berücksichtigt und in ihrer geschlechtsspezifischen Bedeu-

tung noch nicht gewichtet. Weil die Geschlechterperspektive fehlte, fehlte der Blick auf das Geschlechterverhältnis und die ihm innewohnenden Machtstrukturen, auf die Struktur der geschlechtlichen Arbeitsteilung und auf die strukturelle Gewalt im Geschlechterverhältnis.

Der Ansatz war zudem nicht nur geschlechtsneutral sondern auch durchgängig individualistisch formuliert. Die für weibliche und männliche Individuen gleichermaßen bedeutsame Frage der Familie, der häuslichen Bindungen und sozialen Beziehungen in ihrer rechtlichen und sozialen Struktur, war daher zu ergänzen, insbesondere mit Blick auf wirtschaftliche und soziale Verpflichtungs- und Entpflichtungs-Wirkungen bei Männern und Frauen durch die geschlechtliche Arbeitsteilung und die Bedeutung von Kindern für das jeweilige Arbeitsverhältnis der Geschlechter. Deshalb sind häusliche Bindungen, deren Verarmungswirkungen für Frauen sich beispielsweise in der neueren Sozialhilfestatistik direkt ablesen lassen, unberücksichtigt geblieben. Auch Auswirkungen von Versorgungsverpflichtungen bzw. Versorgungserwartungen durch soziale Beziehungen fehlten. Dies betrifft beispielsweise die Frage nach der Vereinbarkeit von Erwerbs- und Familienarbeit, insbesondere wenn Kinder zu versorgen sind. Von der Haus- und Familienarbeit sind die Handlungs- und Entscheidungsspielräume von Frauen und Männern weitgehend, aber in gegensätzlicher Weise, bestimmt. Der gesamte Komplex der objektiven und subjektiven Bedeutungen häuslicher Bindungen und sozialer Beziehungen für Frauen und Männer mit ihren geschlechtsrollenspezifischen Zuschreibungen, insbesondere in der Wahrnehmung durch Behörden und Institutionen bei Notlagen, war daher insgesamt als ein eigener Handlungsspielraum auszuweisen.

Auch die Bedeutung von Gewaltbedrohung und realen Erfahrungen von Gewalt im Leben von Frauen und Männer war im Konzept des Lebenslagen-Ansatzes nicht berücksichtigt. Es fehlte beispielsweise der Blick auf Gewalt geprägte Lebensverhältnisse von Frauen und ihre langfristigen Folgen, z.B. durch Traumatisierungen. Damit blieben Fragen zur körperlichen und seelischen Integrität und Sicherheit von Frauen, zu ihrer sexuellen Selbstbestimmung, etwa in einer ehelichen Gewaltbeziehung, und zu ihren Bewältigungsversuchen von Erfahrungen von Gewalt ausgeklammert. Aber auch die Bedeutung von Gewalt im männlichen Lebenszusammenhang mit der doppelten Perspektive auf Männer als Täter und als Opfer wurde bisher nicht reflektiert (vgl. Lenz 2004)

Der "Lebenslagen-Ansatz" wurde daher in der Frauenforschung um die Geschlechterdimension erweitert; dadurch wurde auch seine individualistische Fassung aufgegeben (vgl. Enders-Drägässer/Sellach 1999; 2002). Zum einen wurden die geschlechtliche Arbeitsteilung und die dadurch strukturierte faktische Ungleichheit zwischen Frauen und Männern aufgenommen. Zum anderen wurde die für weibliche und männliche Individuen gleichermaßen bedeutsame Frage der Familie, der häuslichen Bindungen und sozialen Beziehungen integriert, ebenso die Auswirkungen von Versorgungsverpflichtungen bzw. Versorgungserwartungen durch soziale Beziehungen. Weiter sind mit dieser Erweiterung - in der Frauenforschung - die Bedeutung von Gewaltbedrohung und Erfahrung von Gewalt im Leben von Frauen in den Blick gerückt, insbesondere ihre Entscheidungsmöglichkeiten und Handlungsspielräume einschränkende Wirkungen. Die systematische Berücksichtigung der Bedeutung von Gewalt im männlichen Lebenszusammenhang in der Wohnungslosenforschung steht noch aus.

Zu den Handlungs- bzw. Entscheidungsebenen und damit zu den "Spielräumen" gehören daher weiter:

- Der Spielraum der häuslichen Bindung: gemeint sind Belastungen und Entlastungen, Versorgung und Verpflichtungen durch Mutterschaft/Vaterschaft, durch Familienzugehörigkeit, durch Ehe und Partnerschaft;
- der Geschlechtsrollenspielraum: gemeint sind offene und verdeckte Benachteiligungen von Frauen bzw. offene und verdeckte Privilegierung von Männern; z.B. Eingrenzung von Handlungsspielräumen und materiellen Rechten aufgrund der Übernahme der Haus- und Familienarbeit, Benachteiligungen auf dem Arbeitsmarkt bzw. in der sozialen Absicherung;
- der Schutz- und Selbstbestimmungsspielraum: gemeint sind Gesundheit, körperliche, seelische und mentale Integrität, Sicherheit vor Gewalt und Nötigung, aktive und sexuelle Selbstbestimmung, als Handlungsspielraum für ein selbst bestimmtes Leben bei körperlichen, seelischen oder geistigen Beeinträchtigungen, als Recht auf eigenständiges Wohnen.

Damit werden Frauen wie Männer nicht länger nur als Opfer bzw. ausschließlich in der persönlichen Verantwortung für ihr Leben gesehen, sondern ihre jeweiligen Entscheidungen – auch ihre Fehlentscheidungen – können in einem objektiven und strukturell bestimmten Handlungskontext interpretiert und verstanden werden.

Häusliche Bindungen und soziale Beziehungen entscheiden über den Zugang zu Ressourcen zur Befriedigung von materiellen und sozialen Bedürfnissen und - manchmal nur scheinbar - über den Schutz vor männlicher Gewalt. Für beide Geschlechter sind sie in der Regel mit materiellen Versorgungsverpflichtungen verbunden, die geschlechtsrollenspezifische Verpflichtungen und Erwartungen beinhalten.

Die "Lebenslagen" von Frauen und Männer sind durch Geschlecht, durch ihre häusliche Bindungen und durch Gewaltbedrohung bestimmt und beinhalten strukturelle Benachteiligungen oder Privilegien, geschlechtsspezifische Belastungen und Entlastungen und Abhängigkeiten. Versorgungsmängel, Armutrisiken und die Erscheinungsformen von Armut und Wohnungslosigkeit können von daher auch geschlechtsspezifisch beschrieben und erklärt werden. Beispielsweise wirken sich Statusveränderungen bei Frauen in der Regel sowohl auf ihre häuslichen Bindungen/sozialen Beziehungen aus bzw. werden durch sie bewirkt. Durch Mutterschaft entstehen lebenslange soziale Bindungen, aus denen langfristige soziale Verpflichtungen erwachsen, unabhängig davon, wie eine Frau ihnen individuell nachkommen kann. Häusliche Bindungen und soziale Beziehungen können für Frauen zudem mit einem hohen psycho-physischen Stress verbunden sein, etwa bei Mutterschaft, bei Trennung bzw. Scheidung, und insbesondere im Fall einer gewaltgeprägten Beziehungskonstellation.

Statusveränderungen können unter bestimmten Voraussetzungen zu Notlagen und in Armut führen. Als in diesem Kontext relevante Statusveränderungen haben sich für Frauen erwiesen:

- der Übergang von der Schule in Ausbildung und Erwerbsarbeit, weil in den Strukturen des Arbeitsmarktes die potentiellen häuslichen Verpflichtungen bereits berücksichtigt sind und den Versorgungs- und Einkommensspielraum für Frauen bereits von Beginn an einschränken.

- das Verlassen der Herkunftsfamilie um sich zu verselbständigen; oder als Konfliktlösungsversuch,
- Trennung, Scheidung, Verwitwung durch den Verlust einer Ehe oder Partnerschaft, als Konfliktlösungsversuch, wegen häuslicher Gewalt oder durch Todesfall;
- Schwangerschaft bzw. Entscheidung für oder gegen Mutterschaft als einer lebenslangen sozialen Bindung mit langfristigen Versorgungsverpflichtungen, die mit einem kontinuierlichen Alltag mit einem oder mehreren Kindern einhergehen;
- Übergang von der Erwerbsarbeit in die Verrentung/Pensionierung.

Statusveränderungen sind bei Frauen auch deshalb nicht einfach, weil sie mit drei für sie wichtigen Veränderungen verbunden sind. Das ist zum einen die Festlegung auf die mit dem neuen Status einhergehenden geschlechtsrollenspezifischen Erwartungen und Ansprüche. Weiter ist in der Regel damit eine Veränderung der Einkommenssituation verbunden. Diese kann auch vom eigenen Erwerbsstatus völlig unabhängig sein, durch das Vorhandensein oder Fehlen eines weiteren Einkommens bei Eheschließung bzw. durch Scheidung und allein erziehen. Schließlich können Statusveränderungen sowohl das Beenden als auch den Beginn neuer Beziehungsverpflichtungen für Frauen bedeuten. Um die Bedeutung von Statusveränderungen für Männer in Bezug auf Armutsrisiken und das Risiko eines Wohnungsnotfalls zu untersuchen, müssen auch ihre "Handlungsspielräume" entsprechend differenziert werden.

In diesem geschlechtsdifferenziert erweiterten "Lebenslagen-Ansatz" kann Armut und damit auch Wohnungsnot bzw. Wohnungslosigkeit verstanden werden als eine weitreichende Begrenzung der individuellen und sozialen Handlungsräume in verschiedenen Lebensbereichen. Armut und Wohnungslosigkeit können definiert werden als Ergebnis einer Kumulation von objektiv und subjektiv vermittelten Problemlagen, die die Frauen und Männer aus eigenen Kräften nicht bearbeiten können:

- weil sie nicht über genügend wirtschaftliche Ressourcen verfügen (Zugehörigkeit zu einkommensschwachen Bevölkerungsgruppen, Langzeiterwerbslosigkeit, keine Existenz sichernde Partnerschaft bzw. keine eigenständige wirtschaftliche Absicherung);
- weil sie nicht über genügend soziale Ressourcen verfügen (Angehörige, soziale Beziehungen, Netzwerke usw., bzw. Angehörige einer ethnischen oder sexuellen Minderheit sind und/oder allein Erziehende oder Alleinstehende);
- weil sie nicht über genügend körperliche, psychische oder mentale Ressourcen verfügen, z.B. aufgrund von Erkrankungen, Behinderungen, fehlender Bildung und Ausbildung oder wegen einer Suchtproblematik;
- weil sie Gewalterfahrungen zu bewältigen haben oder - als Frauen - sich nicht aus Gewalt geprägten Lebensverhältnissen lösen können bzw. sich ohne wirtschaftliche Alternative und ohne eigene Wohnung daraus noch nicht gelöst haben;
- weil sie keinen Zugang zu angemessenem und mit geringen Mitteln finanzierbarem Wohnraum haben;
- weil sie keinen Zugang zu institutionellen Hilfeangeboten haben, von Angeboten nicht erreicht werden oder weil sie Angebote nicht gefahrlos nutzen können bzw. keine Hilfeangebote vorfinden, die ihrem spezifischen Bedarf entsprechen.

Eine zentrale Annahme für diesen Forschungsansatz ist daher, dass der Wohnungsnotfall bzw. die Wohnungslosigkeit am Ende eines Prozesses steht, in dem Frauen und Männer mit den ihnen zur Verfügung stehenden Mitteln in von ihnen nicht kontrollierbaren objektiven Rahmenbedingungen versuchen, die wirtschaftlichen, sozialen, gesundheitlichen oder die durch Gewalt ausgelösten Probleme aus eigenen Kräften und unter Einbeziehung von sozialen Netzen zu bewältigen. Die Wohnungsnotfallproblematik wird hier als Ergebnis eines Prozesses von Bewältigung und Scheitern gewertet. Frauen und Männer im Wohnungsnotfall bzw. in Wohnungslosigkeit mit und ohne Kinder sind ledige, getrennt lebende, verwitwete oder geschiedene Menschen, deren wirtschaftliche, soziale und/oder persönliche Ressourcen und Handlungsmöglichkeiten zum Zeitpunkt des Wohnungsnotfalls so begrenzt oder unzureichend sind, dass sie bei der Bearbeitung ihres Wohnungsproblems institutionelle Hilfen benötigen bzw. einen Rechtsanspruch auf Leistungen der Wohnungsnotfallhilfe haben.

5. Methoden

Ziel der Teiluntersuchung "Wohnungsnotfälle und Wohnungslose: Zielgruppen- und Bedarfsforschung für eine integrative Wohnungs- und Sozialpolitik" ist, aus der Perspektive der Betroffenen die Wohnungsnotfallproblematik bzw. Wohnungslosigkeit zielgruppenspezifisch geschlechtsdifferenziert zu beschreiben und sie - aus der Perspektive ihrer subjektiven Realität - theoretisch zu erklären. Die Verortung von entsprechenden Untersuchungen zur Wohnungsproblematik innerhalb der Frauenforschung in früheren Arbeiten der GSF e.V. (z.B. Enders-Dragässer/Sellach u.a. 2000) wird nunmehr systematisch erweitert um den wissenschaftlichen Blick auf wohnungslose Männer, bzw. die Einbindung der Untersuchung in die kritische Männerforschung. Dabei wird "Geschlecht als Querschnittskategorie" methodologisch nicht auf den Status eines zusätzlichen Stratifikationsmerkmals reduziert, sondern bereits von vornherein als heuristische Kategorie eingeführt, um Zusammenhänge zwischen Armut, Wohnungslosigkeit und weiteren bedarfsrelevanten Faktoren auch in ihren geschlechtsspezifischen Dimensionen aufzudecken. Das Forschungsanliegen wurde aus der Kritik an der bislang überwiegend zielgruppen- und geschlechtsneutral ausgelegten Diskussion innerhalb der Wohnungslosenforschung heraus entwickelt und zielt auf die Erkenntnis von spezifischen auch an das Geschlecht gebundene strukturell vermittelte Risikofaktoren und den daraus erwachsenden Hilfebedarf. Geschlecht wird hierbei als grundlegendes Strukturmerkmal für die Verteilung von gesellschaftlichen Chancen und Risiken als forschungstheoretischer Hebel zur Analyse diversifizierter Wohnungslosenkarrieren verstanden. Denn die die Lebenslagen spezifischer Gruppen kennzeichnenden Faktoren wie Alter, Lebensform, Herkunft u.a. erhalten erst aus der Verknüpfung mit der Geschlechterperspektive ihre volle Erklärungskraft.

Dies spiegelt sich auch im konkreten Vorgehen wieder: Im ersten der beiden Arbeitsschwerpunkte wird "Geschlecht" als Grundlage für die Untersuchung der strukturell-biographischen Bedingtheit der Wohnungsproblematik genommen. Ausgehend von einer nach Geschlecht differenzierten Bestimmung und Analyse der die spezifischen "Lebenslagen" charakterisierenden Faktoren bilden Erscheinungsformen und Ursachen von Wohnungsnotfallsituationen den Fokus, wie sie in der Wohnbiographie und in der Geschichte sozialer Beziehungen der Personen/Familien vermittelt sind. Nicht zuletzt durch die Strukturkategorie "Geschlecht" kann dabei verhindert werden, dass jegliche Differenz außerhalb der durch sozioökonomisch objektivierbare Faktoren erklärter oder wenigsten prinzipiell erklärbarer Unterschiede auf subjektiv-individuelle Ursachen zurückgeführt wird. Das Ergebnis dieser Analyse, die auf objektive Strukturiertheit subjektiver Deutungsmuster zielt, bildet einen hinreichenden Erkenntnishintergrund für den zweiten Arbeitsschwerpunkt, die Darstellung und Erklärung der vorgefundenen Existenzgrundlagen und der subjektiven wie objektiven Handlungsspielräume, in denen die Betroffenen ihre wirtschaftliche und sozial eigenständige Existenz wieder zu gewinnen suchen oder vielleicht auch eine Nische guter Versorgung für sich hoffen. Den grundlegenden theoretischen Rahmen für die Untersuchung bildet der um die Kategorie "Geschlecht" erweiterte Lebenslagen-Ansatz aus der Sozialpolitikforschung (Enders-Dragässer/Sellach 2002).

Sowohl durch die Annahme der Geschlechterdifferenz als auch durch den theoretischen Bezug auf eine "Geschlechterrollen-Festlegung" wird das Forschungsvorhaben

mit der Geschlechterforschung von Differenz- bzw. Gleichheitsansätzen verknüpft. Diese vor allem in den 70er und 80er Jahren dominierenden Forschungsansätze (vgl. z.B. Klaus 1998) haben nicht zu letzt durch Programme im Rahmen von Gender Mainstreaming in den letzten Jahren mit einer Erweiterung hin zu relationalen Geschlechterverhältnissen erneut an Bedeutung gewonnen. Insbesondere im Zusammenhang mit der Implementierung geschlechtergerechter Politiken im Rahmen von Gender Mainstreaming bietet die Kategorie "Geschlecht" den Ausgangspunkt, vernachlässigte Diversitäten in gesellschaftliche Analysen einzubeziehen und zur "Gleichstellung" durch geschlechtsdifferenzierte Angebote beizutragen (z.B. Bothfeld/Gronbach/Riedmüller 2002; Frey 2003). In Verbindung mit einer sozialkonstruktivistischen Genderperspektive, die die Forschungsdebatte in den 90er Jahren bestimmte, eröffnet dieser Ansatz den Blick auf ein vielfältiges Maß an Diversität und damit auch auf mögliche Veränderungspotenziale, weil er die Vorgabe zweier dichotomer Geschlechter und ihrer gegebenen Rollenmodelle aufgibt zugunsten der sozialen Konstruktion von Geschlecht (vgl. Klaus 1998; Treibel 1998). Dabei sprechen auch einige theoretische Anliegen des Forschungsvorhabens für eine solche sozialkonstruktivistische Perspektive: Insbesondere der mit dem Projekt explizit bestimmte Forschungsfokus auf subjektive und objektive Erscheinungsformen und Ursachen der Wohnungsproblematik, auf subjektive und objektive Deutungsmuster der Betroffenen und auf subjektive und objektive Handlungsspielräume legt nämlich die Abkehr von einer eher deterministischen Sichtweise auch in Bezug auf die Kategorie "Geschlecht" und die Zuwendung hin zu einem "Doing Gender"-Ansatz im Sinne sozialkonstruktivistischer Gendertheorien nahe.

5.1 Genderforschung und qualitative Methodik

Wohnungslosenforschung im Kontext der Genderforschung erfordert eine spezifische Methodik, mit der das fraglos Gegebene – nämlich die Prozesse der geschlechtlichen Zugehörigkeit - zum Sprechen gebracht werden (vgl. Meuser 1998). Eine "Abkürzungsstrategie über Variablenforschung" (Oevermann 1989) scheint da von vorneherein ausgeschlossen, da zunächst überhaupt rekonstruiert werden muss, wie Männer und Frauen in der Bearbeitung ihrer Wohnungsnotfallproblematik zwar kompetent, aber doch nicht bewusst Geschlecht herstellen.

Als grundlegend für diese Debatte sowohl um Theorie als auch um Methodologie zu Genderforschung gilt die Arbeit "Gender: An Ethnomethodological Approach" von Kessler/McKenna (1978). Gleichwohl wurde lange vor der bundesdeutschen Rezeption dieser Arbeit und der Ankunft sozialkonstruktivistischen Denkens in der Frauenforschung der 70er Jahre bereits die Methodenfrage gestellt und damit die Wende weg von Variablenforschung hin zur qualitativen Sozialforschung vollzogen (zusammenfassend: Becker-Schmidt/Bilden 1995; Behnke/Meuser 1999). Vor allem Mies (1978) bestimmte mit ihren sieben Postulaten zur politisch engagierten Frauenforschung – so etwa dem Grundsatz bewusster Parteilichkeit oder dem Selbstverständnis als Aktionsforschung – den Ausgangspunkt bundesdeutscher Frauenforschung. Auch wenn hierbei Methodenfragen nicht unmittelbar als Postulat auftauchen, ging Mies davon aus, dass qualitative Verfahren diesen Forderungen eher entgegen kommen. Eine grundlegende Auseinandersetzung um diese Methodik in der Frauenforschung findet sich dann aber schon wenig später im feministischen Diskurs (Zentraleinrichtung zur Förderung der Frauenstudien und Frauenforschung 1984).

Die konkrete Anwendungspraxis von qualitativer Methodik und vor allem ihre Einbindung in identifikatorische Forschungsansätze wurden allerdings mit dem Einzug sozialkonstruktivistischer Gendertheorie selbst zunehmend fraglich. In der frühen Frauenforschung erschien Identifikation zwischen untersuchenden und untersuchten Frauen – und zwar durchaus in beide Richtungen – nachgerade als "conditio sine qua non" emanzipativer Wissenschaft (vgl. Schmidt-Becker/Bilden 1995). Nicht zuletzt im Zusammenhang mit Gender und Globalisierung wird aber offensichtlich, dass ein solches Herangehen – neben verschiedenen methodischen Defiziten – auch mit einer Blindheit gegenüber der Diversität weiblicher Lebenslagen einhergeht. Mit dem Wechsel der Leitbegrifflichkeit von "Patriarchat" zu "Gender" innerhalb der feministischen Forschung (vgl. Gerhard 1993) gerieten daher auch die fraglosen Bezugspunkte der Forschung – "Frauen" und "Männer" – ins Wanken. Z. B. warfen Gildemeister/Wetterer (1992) weiten Teilen der Frauenforschung vor, selbst in der Tradition des Denkens in zweigeschlechtlich strukturierten Deutungsmustern gefangen zu sein und dadurch mit ihrer Arbeit Gefahr zu laufen, zu einer Verdoppelung "natürlicher" Zweigeschlechtlichkeit beizutragen. Statt des binären Denkens wurde die Frage von Kessler/McKenna "How is a social reality where there are two, and only two, genders constructed?" (1987, S. 3) zur Leitfrage sozialkonstruktivistischer Geschlechterforschung. Frauen – und Männer – werden als kompetente Konstrukteure betrachtet, die "ihr Geschlecht" kontinuierlich in Interaktionen herstellen. Daraus resultiert das forschersche Dilemma, Prozesse der Geschlechterkonstruktion in spezifischen Lebensverhältnissen untersuchen zu wollen, es aber in der Forschungspraxis doch stets mit Menschen zu tun zu haben, die sich und ihre Gegenüber unweigerlich als Männer und Frauen wahrnehmen (vgl. Behnke/Meuser 1999). Daher wird auch das Prinzip der Parteilichkeit vermittelt und vorsichtiger interpretiert als noch in den frühen Jahren der Frauenforschung. Z.B. beschreiben Becker-Schmidt/Bilden (1995) Frauenforschung als Oszillieren zwischen Engagement, Identifikation und objektivierender Distanz. Behnke/Meuser (1999) wiederum problematisieren die Übertragung des Prinzips der "Betroffenheit" von der Frauen- auf die Männerforschung. Wenn Frauenforschung prinzipiell mit Frauen solidarisch ist, könnte Männerforschung dagegen höchstens mit den Männern solidarisch sein, die eine Änderung der tradierten Männerrolle intendieren. Ziel des Forschungsprozesses bleibt jedoch, die in Alltagsroutinen eingeschliffene Herstellung von Zweigeschlechtlichkeit zu rekonstruieren, auch wenn den Befragten dieser Konstruktionsprozess gar nicht bewusst ist und sie eine eigene Beteiligung an der Produktion zweier scheinbar binär aufeinander bezogener Geschlechter auch vehement verneinen würden.

Qualitative Methodik kann vor diesem Hintergrund nicht darauf beschränkt bleiben, die subjektiven Interpretationen der Erforschten und deren subjektiv gemeinten Sinn zu erfassen. Sie muss sich vielmehr auch darauf richten, den in den Interviewprotokollen dokumentierten latenten Sinn "auch gegen den von den Subjekten gemeinten Sinn" (Wohlrab-Sahr 1993) zu rekonstruieren. Kernpunkt qualitativer Interviews bildet weiterhin die Relevanzsetzung durch die Befragten (vgl. Belenky et al. 1997). Die Rekonstruktion der darin aufgehobenen Sinnstruktur muss aber über das hinausgehen, was dem diskursiven Bewusstsein der Erforschten zugänglich ist. Wohlrab-Sahr (1993) fordert deswegen eine konsequente Orientierung am Prinzip des Fremdverstehens, insbesondere da, wo die Probandinnen vermeintlich nahe sind. So sind die alltäglichen Handlungsroutinen eines "Doing Gender" den Handelnden und Forschenden wohl vertraut und fallen ohne eine künstlich erzeugte Fremdheit nicht ins Auge. Aber auch Um-

gekehrtes ist denkbar: Z.B. markiert die Erzählung vom Verzicht auf morgendliches Schminken gerade dadurch eine Geschlechterkonstruktion, weil er nicht vollzogen werden kann, obwohl er es eigentlich müsste. Erst durch die "befremdete" Frage danach, warum das sein müsste, kann hier eine das Geschlecht konstituierende Praxis aufgedeckt werden. Wohlrab-Sahr plädiert daher für eine stärkere Nutzung von rekonstruktiven Verfahren – wie etwa Narrationsanalysen oder objektive Hermeneutik (vgl. auch Behnke/Meuser 1999). Insbesondere nimmt sie damit Abschied von Forschungsansätzen, die auf der Folie vorgegebener theoretischer Konzepte Daten interpretieren. Angemessen scheint aus dieser Sicht eine "gegenstandsbezogene Theorie" zu sein (vgl. Glaser/Strauß 1979), in der Kategorien erst aus der materialen Analyse des Feldes/Falles selbst entwickelt werden. Notwendig wurde forschungsmethodisch so eine Ergänzung der "identifikatorischen Ansätze" um die Dimension "Fremdverstehen", ohne dass dabei das Prinzip der "Parteilichkeit" aufgegeben wird, das als sozialpolitisches Leitziel die Wahl des Gegenstandsbereiches der Forschung und die Ausrichtung der Fragestellungen bestimmt.

Tatsächliche oder methodisch-artifizielle Fremdheit zwischen der Forschungsgruppe der GSF e.V. und den Untersuchungspersonen besteht beim Versuch das "fraglos Gegebene zum Sprechen zu bringen" (Meuser 1998) in Bezug auf die Ausgangslage der Betroffenen. Sie muss darüber hinaus auch deswegen hergestellt werden, weil auch die Forschungsgruppe aus kompetenten Gender-Konstrukteur/innen besteht und "Doing Gender" ihre alltägliche Praxis bestimmt (Behnke/Meuser 1999). Insbesondere die Ethnomethodologie (Garfinkel 1967; Kessler/McKenna 1978) haben auf diesen Aspekt der Analyse von Geschlechterkonstruktion hingewiesen. Dies lässt sich u.a. am von Enders-Drägässer/Sellach (2000) für die Untersuchung zur Situation wohnungsloser Frauen genutzten Johari-Fenster nach Luft (1961) illustrieren. Danach können vier Bereiche des Wissens unterschieden werden. In einem Vier-Felder-Schema wird getrennt nach dem Vorhandensein sowohl des eigenen Bewusstseins einer befragten Person als auch des Wissens von anderen über diese Person. Während die Auswirkungen des sozialen Geschlechtes den Befragten vermutlich zum Teil bewusst sind, ist der Prozess des "Doing Gender" dem Bereich der unbewussten Routine zuzuordnen und damit weder den Befragten noch den Fragenden zunächst bewusst. Erst in den Versuchen, das Fremde zu rekonstruieren kann es gelingen, den Prozess der Geschlechterkonstruktion einer wohnungslosen Frau/eines wohnungslosen Mannes herauszuarbeiten. Qualitative Forschung in diesem Sinne bedeutet daher, von einer "prinzipiellen Fremdheit zwischen Forschenden und Erforschten auszugehen und diese Fremdheit methodisch zu reflektieren" (Behnke/Meuser 1999, S. 9). Dies betrifft sowohl die soziale Welt, der man sich aufgrund von Milieu, Generation und Geschlecht zugehörig fühlt, als auch soziale Welten, die aufgrund ihrer Situierung ohnehin fremd sind, wo aber aufgrund von geschlechtsspezifischen eigenen Erfahrungen assoziativ Nähe entsteht und damit eigene Deutungen und Wahrnehmungen des Sozialen unbewusst übertragen werden. Die Realisation dieser Differenz ist daher auch notwendig, um differente Lebenslagen angemessen zu berücksichtigen. Bereits in den 80er Jahren verwies Becker-Schmidt (1985) darauf, dass Parteilichkeit zwar den Rahmen, nie aber die Methodik für Frauenforschung abgeben könne und betonte dabei die Unterschiedlichkeiten der Lebensverhältnisse von Forscherinnen und Erforschten und die daraus resultierenden unterschiedlichen Erfahrungen.

Als Reaktion auf Frauenforschung und den Wandel von Geschlechterrollen hat inzwischen eine "kritische Männerforschung" (zusammenfassend: Brzoska 1992; Walter 1996; Meuser/Behnke 1998; Döge 1999; Geden/Moes 2000) eine Reihe von empirischen Beiträgen zu Männlichkeiten und deren historischen Wandel geliefert. Grundsätzlich zu unterscheiden sind in der "kritischen Männerforschung" rollentheoretische Ansätze, wie sie besonders in den Men's Studies von Pleck (1976) formuliert werden, und das Konzept "hegemonialer Männlichkeit(en)" von Connell (z.B. Connell 1995; Carrigan/Connell/Lee 1996, Connell 1999). Erstere gehen vor allem von der Belastung der Männer durch starre Männerrollen aus und sehen einen von außen kommenden gesellschaftlichen Wandel der Geschlechterrollen als Möglichkeit zur Befreiung des Mannes. Bei Connell wird vor allem die Frage nach der Aufrechterhaltung von Machtverhältnissen gestellt, auf deren Grundlage die Ausdifferenzierung verschiedener Männlichkeitsformen erklärt wird mit einem Rückbezug auf soziale Milieus und auf gesellschaftlichen Wandel.

In den rollentheoretischen Ansätzen werden Macht und Wandel quasi antagonistisch thematisiert, indem angenommen wird, dass gesellschaftliche Veränderungen die Geschlechterrollen und damit auch die männliche Dominanz auflösen. Stark anthropologisch gefasste Männlichkeitskonzepte werden hierbei tendenziell ins Soziale gewendet. Mannsein wird gefasst als "ein emotionaler Zustand, in dem sich das Anthropologische und das Soziale der Männlichkeit in unterschiedlichen Bewusstseinsformen verbindet" (Böhnisch/Winter 1993, S. 21). Eine Auflösung der Geschlechtshierarchie setzt am "Gendering" als "Prozess der Konstruktion der sozialen Kategorie Geschlecht ... im Zusammenspiel von geschlechtshierarchischer Arbeitsteilung und geschlechtsbezogenen Interaktionsformen und Rollensystemen einer Gesellschaft" an, die darin "eingeschriebene patriarchale Gesellschaftsstruktur und die männliche Dominanzkultur sind historisch gewachsen und deshalb auch als historisch relativ zu betrachten" (ebd. S. 34). Veränderungen der Männerrolle ergeben sich vor allem aus einer Umverteilung von beruflicher und häuslicher Arbeit, z.B. durch Teilzeit arbeitende Männer und Hausmänner, "neue Väter" etc., und durch eine Aufgabe des Polaritätstheorems zugunsten von fließenden Übergängen zwischen Männlichkeit und Weiblichkeit bis hin zur Androgynität (zusammenfassend Fichtner 1999).

Im Konzept hegemonialer Männlichkeit werden sozialer Wandel und Macht synchron gefasst. Veränderungen sozialer Praxis von Männlichkeit dienen der Aufrechterhaltung von Macht über die veränderten Anforderungen gesellschaftlicher Arbeit hinweg, wobei Connell drei Hauptstrukturen der Analyse der Geschlechterverhältnisse identifiziert hat: Arbeitsteilung, institutionelle Macht und die Struktur der libidinösen Besetzung. Damit werden "gegenwärtige Veränderungen der Männlichkeit nicht als Aufweichung oder Verhärtung einer einheitlichen ‚Geschlechterrolle‘ (gesehen) ..., sondern als ein Feld institutioneller und zwischenmenschlicher Veränderungen, in dem ein vielseitiger Kampf um Hegemonie in Geschlechterverhältnissen und Vorteile in anderen Strukturen verfolgt werden" (Connell 1995, S. 36). Da die dazu angewandten Strategien "je nach Klassenlage notwendigerweise Modifikationen unterworfen" sind (Carrigan et al. 1996, S. 63), betrifft der historische Wandel mindestens zwei Ausdifferenzierungen von Männlichkeit, zum einen klassenspezifische Strategien zur Aufrechterhaltung von männlicher Dominanz gegenüber Frauen, zum anderen Konkurrenz zwischen hegemonialer und alternativer Männlichkeit, die selbst wieder an spezifische Milieus gebun-

den sind. Männliche Praxen oder Lebensweisen können daher nur vor dem Hintergrund spezifischer soziokultureller Milieus analysiert werden (vgl. auch Fichtner 1999).

Da auch die deutsche Männerforschung oder genauer "Männlichkeitsforschung" (Geden/Moes 2000) zunehmend am Ansatz von Connell orientiert ist (vgl. Brzoska 1992; Walter 1996; Döge 1999; Scholz 2000) und diesen mit dem Habituskonzept Bourdieus zu verbinden sucht, ist sie in ihrer Hauptausrichtung einer sozialkonstruktivistischen Perspektive verpflichtet (vgl. Meuser 1998; Fichtner 1999). Forschungsmethodisch dominieren in diesem Feld ebenfalls sinnrekonstruktive, qualitative Verfahren (vgl. Meuser 1998; Behnke/Meuser 1999; Fichtner 1999; Scholz 2000).

5.2 Zur Methodik im Forschungsprojekt

Die Teiluntersuchung „Wohnungsnotfälle und Wohnungslose: Zielgruppen- und Bedarfsforschung für eine integrative Wohnungs- und Sozialpolitik“ versteht sich aufgrund der theoretischen Einbindung in den Lebenslagen-Ansatz zwar als Sozialpolitikforschung, wegen der Genderperspektive aber in einem engen Bezug zu einer sozialkonstruktivistischen Genderforschung. Sie ist zunächst gerichtet auf - geschlechtsspezifisch strukturierte - Lebensverhältnisse von Menschen, die von Wohnungsnot bedroht oder bereits wohnungslos sind. Fokussiert wird damit neben der Wohnungsnotfallproblematik und den damit verbundenen Armutsphänomenen auch "Geschlecht" als Strukturmerkmal für die gesellschaftliche Verteilung von Chancen und Risiken. Dieser Aspekt zielt auf Spezifika weiblicher und männlicher Wohnungsloser, ihre unterschiedlichen Lebenslagen, und damit sowohl auf Unterschiede in objektiven Merkmalen, als auch unterschiedliche subjektive Deutungen ihrer Lebensverhältnisse und der ihnen zugänglichen Handlungsmöglichkeiten. Dieser Aspekt könnte als "Bedingungen der Wohnungslosigkeit von Frauen und Männern" im engeren Sinne gekennzeichnet werden.

Wird die damit verbundene Absicht, Wohnungsnot primär aus der Perspektive der davon Betroffenen zu erfassen, deren subjektive Deutungsmuster zu untersuchen und daraus eine theoretische Erklärung abzuleiten, weiter konsequent unter den Gendervorbehalt gestellt, ergibt sich daraus aber noch ein zweiter Aspekt. Gemeint ist die Frage, wie die subjektiven Deutungen selbst Teil einer Geschlechterkonstruktion von Wohnungslosen sind, wie die tagtägliche Erfahrung von wohnungslosen Frauen und Männern mit all den objektiven und subjektiven Restriktionen auch Praxis kompetenter Geschlechterkonstrukteure ist. Dieser Aspekt könnte dann als "Weiblichkeit und Männlichkeit unter der Bedingung von Wohnungslosigkeit" im weiteren Sinn gekennzeichnet werden. Erst beide Aspekte zusammen erlauben einen geschlechterkritischen Blick auf die Lebenslagen von Wohnungslosen und eine geschlechtertheoretische Erklärung aus den Deutungsmustern der Betroffenen selbst. Damit muss das Forschungsprojekt selbst zwischen zwei Polen changieren. Auf der einen Seite wird bipolare Geschlechtlichkeit unterstellt, um zunächst als "weiblich" bzw. "männlich" codierte Lebenslagen von Wohnungslosen zu protokollieren und deren Merkmale herauszuarbeiten, ohne deren Unterschiedlichkeit allerdings zu vernachlässigen. Auf der anderen Seite geht es darum, sich "naiv zu machen" gegenüber dem "fraglos gegebenen" Geschlecht, um zu identifizieren, wie im Alltag der Wohnungslosen selbst überhaupt Weiblichkeit und Männlichkeit hergestellt wird. Dies ist allerdings kein singuläres Prob-

lem in dieser Studie sondern das Dilemma sozialkonstruktivistischer Geschlechterforschung generell (vgl. Hagemann-White 1994; Behnke/Meuser 1999).

Die beiden Aspekte, "Bedingungen der Wohnungslosigkeit von Frauen und Männern" und "Weiblichkeit und Männlichkeit unter der Bedingung von Wohnungslosigkeit", können – analog der Doppelfunktion des Lebenslagen-Ansatzes – verstanden werden, als Operationalisierung der Kategorie "Geschlecht" als bedingende und als abhängige Variable: Während aus der ersten Perspektive untersucht wird, wie sich die Zugehörigkeit zum sozialen Geschlecht auf die spezifischen sozialen Realitäten in der Wohnungslosigkeit auswirken, wird aus der zweiten Perspektive die Richtung umgekehrt, indem gefragt wird, wie innerhalb spezifischer sozialer Realitäten von Wohnungslosigkeit soziales Geschlecht hergestellt wird. Somit enthält der erste Blickwinkel stärker die durch Geschlecht vorgegebenen Restriktionen, während der zweite die unter restriktiven Bedingungen genutzten Praktiken zur Herstellung von Geschlecht beleuchtet. Beides ist aber nicht absolut zu setzen. Ersteres fördert vielleicht zu Tage, warum Männer einfacher gemischtgeschlechtliche Notunterkünfte nutzen können als Frauen. Das zweite erklärt womöglich, warum "Platte machen" eher eine Männlichkeit konstituierende Praxis ist als der Unterschlupf bei Bekannten.

Methodisch ist eine Untersuchung aus den beiden Perspektiven unmittelbar an die Analyse von Relevanzstrukturen der Betroffenen gekoppelt. Das Zusammenspiel von objektiv materiellen Bedingungen mit subjektiven Deutungs- und Handlungsmustern kann nur dann angemessen rekonstruiert werden, wenn die Rekonstruktion auf den Sinn zielt, den Situation und Handeln für die Betroffenen – zumindest retrospektiv - hat. Die Konstruktion von Geschlecht in Alltagsroutinen lässt sich nur dort als sinnhaft rekonstruieren, wo vergeschlechtlichte Praxis als Antwort auf die implizite Frage nach dem selbstverständlichen Geschlecht für die Betroffenen subjektiv notwendig wird. Generell scheint der Aspekt der subjektiven Relevanzsysteme immer da zum Tragen zu kommen, wo die Untersuchung von Lebenspraxis sich nicht auf einen theoretisch isolierten Aspekt reduzieren lässt: So findet sich etwa in der Lebensstilforschung eine vehemente Debatte darüber, dass Variablenforschung alleine immer Gefahr läuft, bloß mathematisch-statistische Aggregationen von Personenmerkmalen zu liefern (zusammenfassen vgl. Fichtner 1999). Da die Untersuchung also auf die Entfaltung subjektiver Relevanzstrukturen und subjektiven Sinns zielt, muss daher ein qualitatives, sinnrekonstruktives Verfahren gewählt werden. Standardisierte Erhebungsmethoden scheiden schon deswegen aus, weil das Gegenstandswissen, das Grundlage der Itemformulierung sein müsste, erst das Ergebnis dieses Forschungsprozesses sein kann (vgl. Fichtner 1999; Behnke/Meuser 1999).

Grundsätzlich bieten sich eine ganze Reihe von qualitativen Verfahren aus dem Feld rekonstruktiver Sozialforschung an, insbesondere Modifikationen des Narrativen Interviews nach Schütze bzw. nach der objektiven oder strukturalen Hermeneutik nach Oevermann (zusammenfassend Bohnsack 1991; Flick 1995). Im Rahmen der Frauenforschung sind besonders Frigga Haugs Ansatz der kollektiven Erinnerungsarbeit, die Konversationsanalyse und ganz generell die Biographieforschung von Bedeutung (vgl. Becker-Schmidt/Bilden 1995; Behnke/Meuser 1999).

Einen Ansatz der Verbindung von Geschlechter und Wohnungslosenforschung liefern Helfferich u.a. (2002). Sie entwickelten ein Vorgehen, das eine Modifizierung hermeneutischer Verfahren darstellt und theoretisch an der Wissenssoziologie, methodisch

an der linguistischen Pragmatik und Sprechakttheorie sowie am symbolischen Interaktionismus orientiert ist (zusammenfassend: Fichtner 1999). Die theoretische Orientierung zielt im Rückgriff auf die empirische Wissenssoziologie insbesondere auf Deutungsmuster. Solche Muster stellen eine kulturelle kollektive bzw. überindividuell (re-)produzierte Antwort auf gesellschaftliche Bedingungen und daraus resultierende objektive Handlungsprobleme dar. Linguistische Pragmatik und Sprechakttheorie werden als methodische Bezugspunkte gewählt, da nach ihnen Äußerungen nicht nur den mit der Sprache erlernten Regeln der Grammatik folgen, sondern gleichzeitig symbolisch vorstrukturiert sind. Subjektive Relevanzen, innere Konsistenzregeln und Muster der Deutung von Welt bestimmen, was wie gesagt wird. Da umgekehrt die Äußerungen als Belege einer zugrundeliegenden Struktur gelten, lassen sich aus dem Gesagten diese Regeln und Muster rekonstruieren. Die Auswertung bleibt hierbei eng an der "Oberfläche" des Textes und macht sich zunächst an der Interpretation der spezifischen Wahlen auf der Ebene von Semantik, Syntax und Grammatik fest. Dabei muss sich die Interpretation immer auf beides richten, zum einen auf subjektive, von den Befragten formulierbare Relevanzstrukturen, da eine zureichende Rekonstruktion der sozialen Wirklichkeit der Befragten nur über die Erfassung ihres Alltagsbewusstseins gelingt (vgl. Fichtner 1999). Zum anderen werden latente Sinnstrukturen aufgedeckt, da gerade Geschlecht nie bewusst, sondern immer als fraglos Gegebenes, als unbewusst absichtsvolles konstruiert wird. Trotz der hohen persönlichen Belastungen der Zielgruppe, z.B. durch psychische Erkrankungen oder Suchtabhängigkeit bleibt Sprache das Medium der Untersuchung. Insbesondere die objektive Hermeneutik als Verfahren, das explizit auf das „universe of discourse“ rekurriert, hat nachgewiesen, dass auch "Pathologie als motivierte Pathologie sinnstrukturell bestimmt" werden kann und muss (Oevermann 1983, S. 31). Außerdem bleibt Sprache das Medium der Alltagskommunikation und damit auch Teil der Bearbeitung der Wohnungsnotfallproblematik.

Erste methodische Orientierungspunkte im Forschungsprojekt "Wohnungsnotfälle und Wohnungslose: Zielgruppen- und Bedarfsforschung für eine integrative Wohnungs- und Sozialpolitik" sind das problemzentrierte Interview, das orientiert an der Methode des narrativen Interview (Schütze 1982) entwickelt wurde, und der Ansatz einer gegenstandsbezogenen Theoriebildung (Glaser/Strauß 1979). Die im Verfahren des narrativen Interviews theoretisch begründeten "erzählgenerierenden Impulse", die Problemstrukturierend gesetzt werden, dienen als Aufforderung an die Interviewten, ihre subjektiven Relevanzstrukturen zu entfalten (Schütze 1982; Fichtner 1998). Die Erzählungen selbst werden dann von den Befragten nach den Schemata der Praxis organisiert (Meuser 1998). Mit der Absicht einer "grounded theory" (Glaser/Strauß 1979) verbindet sich die Überzeugung, dass zum Gegenstandsbereich gegenderter Lebenslagen in der Wohnungslosigkeit noch keine hinreichenden Theorieansätze vorliegen, sondern dass sich diese erst aus der materialen Analyse der Interviews selbst ergeben können.

Prinzipiell wird mit hermeneutischen Verfahren keine Repräsentativität angestrebt, da sie keine Verteilungsaussagen in Populationen machen. Dennoch sollte in der Auswahl für die qualitative Befragung die Bezugsgruppe möglichst differenziert abgebildet werden, d.h. dass ein Spektrum an unterschiedlichen sozialen Realitäten darin erfasst sein sollte, um die Gefahr einer vorschnellen Verallgemeinerung durch die Homogenität der Untersuchungsgruppe zu mindern (Fichtner 1999). Meuser (1998) schlägt dafür ein "Theoretical Sampling" vor, wonach vorab und aus der Theorie Kriterien für die Stichprobenauswahl festgelegt werden. Grundlegend Kriterien wären hierfür die paritätische

Aufnahme von Männern und Frauen in das Untersuchungssample, weiterhin könnten theoriegeleitet dabei auch unterschiedliche Formen des aktuellen Wohnungsnotfalls (prekär, verdeckt wohnungslos, offen wohnungslos), unterschiedlicher Partnerschaftsstatus (zusammenlebend mit Kindern zusammenleben, allein lebend) oder auch Altersgruppen Berücksichtigung finden. Angesichts der beabsichtigten Stichprobengröße muss dabei aber eine Beschränkung auf ausgewählte Merkmale erfolgen.

Die Interviewpartnerinnen und -partner werden mit Hilfe von Fachkräften der Wohnungsnotfallhilfe gewonnen. Diese werden gebeten, Personen - Männer und Frauen - mit einer Wohnungsnotfallproblematik anzusprechen, ihre Bereitschaft zu erkunden, an der Studie mitzuwirken, und einen Termin mit ihnen auszumachen. Eine zentrale Voraussetzung für das Zustandekommen des Interviews ist dann, dass der Termin von den jeweils zu Befragenden eingehalten wird. Die Einhaltung der Verabredung kann dann bereits als Ausdruck von Vertrauen gedeutet werden, das über die Art der Vermittlung entstanden ist, und ein eigenes Interesse an der Darstellung und der Reflexion der eigenen Lebenssituation signalisieren, an die im Interview angeknüpft werden kann. In diesem Kontext kann das Interview dazu beitragen, dass die Betroffenen selbst ein neues Verständnis von ihrer Situation gewinnen und sich von daher neue Strategien zur Bewältigung ihrer Wohnungsnotfallproblematik erschließen können. Das Interview hätte eine in diesem Sinne aufklärende Funktion, so dass beide Partner/innen der Interaktion, die Interviewten ebenso wie die Interviewer/innen einen Gewinn daraus ziehen. Vor dem Hintergrund der materiellen Bedürftigkeit der Interviewten wird in Ausnahmen auch ein geringes Honorar für das Interview gezahlt.

Mit problemzentrierten Interviews kann sowohl dem Anliegen einer narrativen Entfaltung von Relevanzstrukturen, als auch der differenzierten Abfrage einzelner Lebensbereiche Rechnung getragen werden. Ähnlich wie bei Helfferich (vgl. Fichtner 1999) wird das Interview an einem Leitfaden orientiert geführt, um eine Vergleichbarkeit der personenspezifischen Daten in einzelnen Teilaspekten der Forschungsfrage zu gewinnen. Der Leitfaden dient hierbei lediglich als Stimulusfolge für die Generierung von Erzählsequenzen und wird daher nicht als wörtlicher Fragekatalog formuliert. In die Konstruktion des Leitfadens gehen die eigenen Kenntnisse der Forschungsgruppe von den Lebensverhältnissen der Betroffenen ebenso ein wie die Ergebnisse von explorativen Interviews mit Fachkräften aus der Wohnungslosenhilfe.

Das Problem der Beeinflussung durch die Interviewer, die mit Fragen oder Impulsen steuernd in den Erzählprozess eingreifen, wird dadurch kontrolliert, dass die Art der Beeinflussung des Interviews bzw. der Reaktion der Befragten durch die Interviewer/in selbst Thema der Interpretation wird.

In der sozialwissenschaftlichen Forschung zu Sexualitäts- und Partnerschaftsvorstellungen hat sich bei der Durchführung solcher qualitativer Leitfadeninterviews das Prinzip der Geschlechtshomogenität zwischen Interviewer/-in und Interviewten durchgesetzt (vgl. Farin/Bengel 1996; Fichtner 1999). Neben der Frage der Divergenzen innerhalb der Erfahrungsräume werden hierbei insbesondere die Offenheit der Interviewten bzw. der Aspekt der strategischen Darstellung gerade von Inhalten, die für Geschlechterrelationen relevant sind, und die Berücksichtigung des Gender Bias als Argumente für diese Position ins Feld geführt. Allerdings findet sich in der Methodendiskussion zur sozialkonstruktivistischen Geschlechterforschung durchaus auch die Position, dass eine solche Zuordnung nicht notwendig ist und fehlende Offenheit und strategische Dar-

stellungen gegenüber dem anderen Geschlecht prinzipiell interpretativ eingeholt werden können (vgl. Behnke/Meuser 1999). Da durch die Ansätze der Ethnomethodologie auf den Aspekt des Fremdverstehens bei der Rekonstruktion von Geschlechterkonstruktionen abgehoben wird, könnte der zweiten Position – vor allem in Bezug auf homogene Erfahrungsräume - der Vorzug gegeben werden. Aber es ist davon auszugehen, dass das Interviewmaterial bei größerer Offenheit und geringeren Antwortstrategien reichhaltiger in Bezug auf die Deutungsmuster der Interviewten ausfällt. Weil der Fokus der Untersuchung nicht explizit auf strategische Prozesse der Geschlechterdarstellung gerichtet ist, wird als Erhebungsmethode die Befragung von Frauen durch Frauen und Männern durch Männer gewählt. Methodisch ist das auch deswegen gerechtfertigt, weil sich in der Literatur zu dieser Frage noch keine einheitliche Position findet.

Der Einsatz eines Interviews, das stark auf biographische Anteile zielt, als Erhebungsmethode ermöglicht eine Rekonstruktion der lebensgeschichtlichen Herausbildung geschlechtlicher Dispositionen, die wiederum das Alltagshandeln von Frauen und Männern in der Wohnungslosigkeit leiten. Dabei geht es allerdings weniger um die Frage objektiver biographischer Geschichtlichkeit, als vielmehr um die Selbstdeutung der Befragten, die selbst wieder durch die herausgebildeten Dispositionen geprägt sind. Die Auswertung solcher Interviews oder Diskussionen ist eher auf Deutungsmuster gerichtet und weniger auf den Erzählungsinhalt selbst (vgl. Meuser 1998). Diese "dokumentarische Sinnschicht" (Mannheim 1959) erschließt sich erst in der Interpretation und ist auch den Betroffenen selbst lediglich implizit verfügbar. Wichtig ist dabei nicht der "Wahrheitsgehalt" der Erzählung - der z.B. durch die Befragung von Familienangehörigen oder Fachkräften aus Hilfeinrichtungen kontrolliert werden könnte -, sondern das persönliche Verständnis von den Ereignissen und Daten, das die Befragten haben und als richtungweisend für ihre Entscheidungen und Handlungen ansehen.

Eine Ausrichtung auf Deutungsmuster erscheint auch vor dem theoretischen Hintergrund des Forschungsprojektes - dem Lebenslagen-Ansatz - hilfreich. Einem rein quantifizierenden Zugang zur Lebenslage stellt sich das gravierende Problem der Operationalisierung von immateriellen und subjektiven Dimensionen der "Lebenslagen" (vgl. Voges 2003). Der Zusammenhang zwischen objektiven und subjektiven Faktoren, wie etwa Sozialstatus und Lebenszufriedenheit, Einkommen und Einkommenszufriedenheit ist nur schwer nachzuweisen (vgl. Voges/Jürgens/Meyer/Sommer 2001). "Lebenslage" muss danach einerseits begriffen werden als "Konstellation objektiver Bedingungen und ihrer subjektiven Wahrnehmung" (ebd. S. 26), gleichzeitig ist kaum davon auszugehen, dass die darauf gegründeten "Bewältigungsstile" den Akteuren durchgehend bewusst sind. Gerade der Prozess der Interpretation und Wahrnehmung von Opportunitätsstrukturen macht eine forschungsmethodische Anbindung an subjektive Deutungsmuster sinnvoll und erlaubt, Entscheidungen und Handlungen, z.B. in Bezug auf eine Wohnungsnotfallproblematik, einzuordnen und auch von außen her zu verstehen.

Für das konkrete Vorgehen bei der Interpretation des Datenmaterials liegen sehr heterogene und teilweise relativ abstrakte Vorschläge einzelner Interpretationsschulen vor (zusammenfassend: Bortz/Döring 1995; Flick et al. 1995). Von einem einheitlichen Methodenkanon wie etwa in der quantitativen Forschung kann nicht die Rede sein, zumal bestimmte etablierte Interpretationsverfahren, wie etwa die objektive oder strukturelle

Hermeneutik, die qualitative Inhaltsanalyse oder die Methode der Grounded Theory komplexe Analysestrategien darstellen, deren konkretes Vorgehen je Verfahren teilweise bereits bei den Autoren selbst mehrere Alternativen vorsieht. Zwischen den verschiedenen Anwender/innen ist die methodische Bandbreite im konkreten Vorgehen noch erheblich größer. Generell dürfte das Vorgehen im Einzelfall maßgeblich durch den Forschungsgegenstand und die methodischen Vorerfahrungen des Forschungsteams bestimmt, nicht selten durch methodischen Eklektizismus oder auch den Mangel an Zeit und Geld geprägt sein. In der Regel kann jedoch zwischen der jeweiligen Einzelfallanalyse und einer sich daran gegebenenfalls anschließenden Typenbildung unterschieden werden.

im Rahmen der Einzelfallanalyse sollen im Teilprojekt "Wohnungsnotfälle und Wohnungslose" die Deutungsmuster der Befragten vor dem Hintergrund der Erfahrungen der Wohnungslosigkeit und Wohnungsnot deskriptiv rekonstruiert werden. Für diesen Schritt ist es zunächst notwendig, eine formalisierte Fallbeschreibung anhand der im Interview dargestellten "objektiven" Daten zu erstellen (vgl. hierzu auch Mayring 1995). Dazu gehören einige wenige soziodemographische Daten ebenso wie Merkmale zu den im Leitfaden vorgegebenen Themenbereichen "frühere Erfahrungen mit Wohnungslosigkeit", und "aktuelle Situation der Wohnungsnot" mit den Bereichen "Alltagsversorgung", "Gesundheit", "Gewalt", "Inhaftierung", "Erwerbsarbeit", "Einkommen" u.a. Diese Daten, die allerdings selbst schon in unterschiedlichem Umfang der subjektiven Deutung der Befragten unterliegen, bilden das fallspezifische Hintergrundwissen für die Feinanalyse des Einzelfalles.

Für die Feinanalyse werden zunächst in einem weiteren Durchgang durch das Datenmaterial unterhalb der beschriebenen Oberthemen spezifischere Themen identifiziert, die durch die Interviewten selbst bestimmt worden sind. Dieser Schritt kann mit dem "offenen Kodieren" im Vorgehen in der Methode der Grounded Theory (z.B. Glaser/Strauss 1979; Wiedemann 1995) verglichen werden und zielt auf die Identifikation von – aus Sicht der Befragten - subjektiv bedeutsamen Kernkategorien des Textes.

In einem nächsten Schritt wird das Material sequenziell, d.h. Zeile für Zeile der eigentlichen Feinanalyse unterzogen. Die Fallstrukturebene bilden hierbei Deutungsmuster von Wohnungsnot oder Wohnungslosigkeit vor dem Hintergrund von Geschlechtskonstruktionen, d.h. der Frage, wie Männer und Frauen als Männer und Frauen ihre Erfahrungen in der Wohnungsnot deuten. Deutungsmuster finden in der Interviewsituation sowohl durch Setzung relevanter Inhalte, als auch durch deren sprachliche Gestaltung Ausdruck. Deshalb werden in der Interpretation neben den Inhaltsaspekten insbesondere die Interaktionsebene zwischen Interviewten und Interviewenden, die Merkmale semantischer Formen und Felder sowie die Merkmale grammatikalischer und syntaktischer Wahlen betrachtet (vgl. Fichtner 1999). Zu Beginn der Analyse werden möglichst vielfältige Interpretationen entwickelt, die im sequentiellen Durchgang durch das Material fortlaufend falsifiziert oder verifiziert werden. Dieses Vorgehen entspricht am ehesten der Sequenzanalyse in der objektiven Hermeneutik (Oevermann 1989). Interpretationen werden nur dann beibehalten, wenn sie auf den unterschiedlichen Interpretationsfeldern konsistent sind und im Verlauf des sequentiellen Durchganges ihren Erklärungswert für den Einzelfall bestätigen können. Validitätskriterien für die Interpretationen stellen so vor allem die Überprüfung am Material selbst und die Konsensvalidie-

zung im Forschungsteam dar. Gleichzeitig ist auf eine nachvollziehbare Darstellung des Materials und der daraus gewonnenen Ergebnisse zu achten.

Ziel der Untersuchung ist, sich einer Theorie von Wohnungslosigkeit zumindest insofern anzunähern, als verständlich wird, in welcher Weise objektive Lebensbedingungen - im Sinne des Paradigmas gegenderter Lebenslagen - und deren subjektive Deutung auf der Grundlage von sozialem Geschlecht ineinander greifen. Ein maßgeblicher Schritt dazu könnte die Identifizierung "typischer" Konstellationen dieses Gefüges sein, d.h. unterscheidbare männliche und weibliche Lebenslagen in prekären Wohnsituationen und die in sie eingeschriebene Vergeschlechtlichung von Wohnungslosigkeit auszumachen. Mit Hilfe einer derartigen Typologie müsste nachvollziehbar werden können, wie Lebenslagen durch eine vergeschlechtlichte Praxis der subjektiven Deutung von Handlungsspielräumen und von Problemlösungen bestimmt sind. Gilt das Forschungsinteresse der Vermittlung zwischen objektiven Handlungsspielräumen (Armutsparadigma) einerseits und dem subjektiven Handeln (Defizitparadigma) andererseits, müsste sich eine solche Typologie auf Formen dieser Vermittlung richten. Typologisiert würden dann weder ausschließlich ökonomische Bedingungen, noch konkretes Verhalten, sondern die Deutungsmuster, in denen die Betroffenen das eine mit dem anderen vermitteln.

Pragmatisch geschieht eine solche Typenbildung durch ein Vorgehen, bei dem die vorgefundene, faktische Realität und die subjektiven Sinnwelten durch Komparation aufeinander bezogen werden (vgl. Meuser 1998). Durch eine Kontrastierung über maximale und minimale Kontraste zwischen den einzelnen Fällen gelangt man schließlich zu einer Bildung von Typen (Gerhardt 1995; Fichtner 1998; Behnke/Meuser 1999). Zu bedenken ist, dass es sich hierbei um den Prozess einer "idealtypischen" Rekonstruktion handelt, wobei "ideal" hier – im Anschluss an Max Weber - auf den Forschungsprozess und nicht etwa auf die Bewertung einer bestimmten Praxis für die Alltagsbewältigung bezogen ist. Das Ergebnis der Rekonstruktion können generalisierbare Muster sein, ohne dass diese Muster in "Idealform" eine Entsprechung in der Realität haben müssen (vgl. Steinert 1991). Mischformen zwischen Mustern sind möglich, so dass ein Interview als Material auch in zwei Typenkonstruktionen eingehen kann. Dargestellt werden soziale Muster, so dass Gemeinsamkeiten und Unterschiede zwischen den Interviews im Vordergrund stehen. Ist ein Typus konstituiert, können individualbiographische Besonderheiten jeweils spezifische Ausprägungen innerhalb des Typus erklären (vgl. Fichtner 1999).

6. Literatur

- Alt, Andrea/Enders-Drägässer, Uta u.a.: Arme Alleinerziehende? Frauen-Mutter-Leben zwischen Ansprüchen und Widersprüchen. Projektstudie zur Lebenslage allein erziehender Frauen, erarbeitet im Auftrag der Evangelischen Frauenhilfe in Hessen und der Wohnungslose Männer und Männlichkeit unter Wohnungslosigkeit – Bezüge zwischen Wohnungslosenforschung und Männerforschung
- Andreß, Hans-Jürgen/Lohmann, Henning: Die wirtschaftlichen Folgen von Trennung und Scheidung. Gutachten im Auftrag des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend. Schriftenreihe des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend. Band 180. Stuttgart, Berlin, Köln 2000
- Becker, Peter/Minsel, Beate: Geschlechtsdifferenzen in seelischer Gesundheit: Fakten, Hintergründe, Konsequenzen. In: Alexander Schorr (Hrsg.): Bericht über den 13. Kongress für Angewandte Psychologie. Bonn 1985, 49-52
- Becker-Schmidt, Regina/Bilden, Helga: Impulse für die qualitative Sozialforschung aus der Frauenforschung. In: Uwe Flick u.a. (Hrsg.): Handbuch qualitativer Sozialforschung. München 1995, 23-32
- Behnke, Cornelia/Meuser, Michael: Geschlechterforschung und qualitative Methoden. Opladen 1999
- Belenky, Mary Field/Bond, Lynne A./Wstock, Jacqueline S.: A Tradition that has no name. Nurturing the Development of People, Families and Communities. New York 1997
- Böhnisch, Lothar/Winter, Reinhard: Männliche Sozialisation: Bewältigungsprobleme männlicher Geschlechtsidentität im Lebenslauf. Weinheim 1993
- Bohnsack, Ralf: Rekonstruktive Sozialforschung. Einführung in Methodologie und Praxis qualitativer Forschung. Opladen 1991
- Bortz, Jürgen/Döhring, Nicola: Forschungsmethoden und Evaluation. Berlin 1995
- Bothfeld, Silke/Gronbach, Sigrid/Riedmüller, Barbara: Gender Mainstreaming - eine Innovation in der Gleichstellungspolitik. Frankfurt a. M. 2002
- Bourdieu, Pierre: Physischer, sozialer und angeeigneter Raum. In: Wentz, M. (Hrsg.): Stadt-Räume. Frankfurt a. M. 1991, 25-34
- Bourdieu, Pierre: Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. Frankfurt a. M. 1982
- Bourdieu, Pierre: Ökonomisches Kapital, kulturelles Kapital, soziales Kapital. In: Kreckel, Reinhard (Hrsg.): Soziale Ungleichheit. Göttingen 1983, 183-198
- Bourdieu, Pierre: Die männliche Herrschaft. In: Dölling, Irene/Krais, Beate (Hrsg.): Ein alltägliches Spiel: Geschlechterkonstruktion in der sozialen Praxis. Frankfurt a. M. 1997a, 153-217
- Bourdieu, Pierre: Männliche Herrschaft revisited. Feministische Studien 2. 1997b, 88-99
- Brähler, Elmar/Kupfer, Jörg: Mann und Medizin. Jahrbuch der Medizinischen Psychologie 19. Göttingen 2001

- Brähler, Elmar/Goldschmidt, Susanne/Kupfer, Jörg: Männer und Gesundheit. In: Brähler, Elmar/Kupfer; Jörg (Hrsg.): Mann und Medizin. Jahrbuch der Medizinischen Psychologie 19. Göttingen 2001, 11-33
- Brzoska, Georg: Zur „Männerforschung“. Verhaltenstherapie und psychosoziale Praxis. Mitteilungen der DGVT 1. 1992, 5-26
- Bundesarbeitsgemeinschaft Wohnungslosenhilfe: Statistikbericht 1997-1998. Bielefeld 2000
- Bundesministerium für Gesundheit und Soziale Sicherung (Hrsg.): Dokumentation. Lebenslagen, Indikatoren, Evaluation - Weiterentwicklung der Armuts- und Reichtumsberichterstattung. 1. Wissenschaftliche Kolloquium am 30/31 Oktober 2002 in Bonn. Köln 2003
- Burkart, Günter/Koppetsch, Cornelia/Maier, S. Maja: Milieu, Geschlechterverhältnis und Individualität. In: Rudolf Leu, Rudolf/Krappmann, Lothar (Hrsg.): Zwischen Autonomie und Verbundenheit. Frankfurt a. M. 1999, 158-190
- Carrigan, Tim/Connell, Robert W./Lee, John: Ansätze zu einer neuen Soziologie von Männlichkeit. In: BauSteineMänner (Hrsg.): Kritische Männerforschung: Neue Ansätze in der Geschlechtertheorie. Berlin 1996, 38-75
- Connell, Robert W.: The big picture: Formen der Männlichkeit in der neueren Weltgeschichte. Widersprüche, 56/57. 1995, 23-46
- Connell, Robert W.: Der gemachte Mann: Konstruktion und Krise von Männlichkeit. Opladen 1999
- Connell, Robert W.: Gender. Cambridge 2002. Polity Press
- Döge, Peter: Männerforschung als Beitrag zur Geschlechterdemokratie. Ansätze Kritischer Männerforschung im Überblick. (Literaturstudie in Manuskriptform). Berlin 1999: Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend
- Doherty, Joe: Gendering homelessness. In: Edgard, Bill/Doherty, Joe (Eds.): Women and Homelessness in Europe. Bristol 2001. Policy Press
- Dr. med Mabuse: Schwerpunkt: Männer und Gesundheit. Mabuse 125/ 2000, 30-63
- Eikermann, Bernd: Wer sind die psychisch kranken Wohnungslosen – Befunde aus psychiatrischer Sicht. In: Landesvereinigung für Gesundheit Niedersachsen e.V. (Hrsg.): Menschen auf der Straße – zwischen Psychiatrie, Wohnungslosenhilfe und Suchtkrankenhilfe. Hannover 1998, 3-19
- Enders-Drägässer, Uta: Frauen in Wohnungsnot. Endbericht der Studie „Zur Situation alleinstehender wohnungsloser Frauen in Rheinland-Pfalz“, herausgegeben vom Ministerium für die Gleichstellung von Frau und Mann. Mainz 1994
- Enders-Drägässer, Uta: Wohnungsnot und Wohnungslosigkeit von Frauen in der Wohnungslosenhilfe in Hessen, im Auftrag des Hessischen Ministeriums für Frauen, Arbeit und Sozialordnung, Frankfurt a. M.. Dezember 1998
- Enders-Drägässer, Uta/Roscher, Sabine: Berufsförderung und (Re)Integration für Frauen in der Wohnungslosenhilfe. Bundesmodellprojekt "Berufliche Förderung von alleinstehenden wohnungslosen Frauen" im Auftrag des Bundesministeriums für Familien, Senioren, Frauen und Jugend. In: Wohnungslos, 41. Jg., 3/1999, S. 129-135

- Enders-Dragässer, Uta/Sellach, Brigitte u.a. (Berichterstattung und Herausgabe): Frauen ohne Wohnung. Handbuch für die ambulante Wohnungslosenhilfe für Frauen. Modellprojekt "Hilfen für allein stehende wohnungslose Frauen" im Auftrag des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend. Stuttgart/Berlin/Köln 1999/2000
- Enders-Dragässer, Uta/Sellach, Brigitte: Weibliche Lebenslagen und Armut am Beispiel von allein erziehenden Frauen. In: Hammer, Veronika/Lutz, Ronald (Hrsg.): Weibliche Lebenslagen und soziale Benachteiligung. Theoretische Ansätze und empirische Beispiele. Frankfurt 2002, 18-44
- Fachlexikon Der Sozialen Arbeit herausgegeben vom Deutschen Verein für öffentliche und private Fürsorge, Redaktion Günter Dabitz, Dorith Seuring. Frankfurt a. M., 3. erneuerte und erweiterte Auflage 1993
- Farin, Erik/Bengel, Jürgen: Methodologische Probleme der sozialwissenschaftlichen Aids-Forschung. In: Jürgen Bengel (Hrsg.): Risikoverhalten und Schutz vor Aids. Wahrnehmung und Abwehr des HIV-Risikos: Situationen, Partner, Interaktion, Schutzverhalten. Berlin 1996, 89-113
- Fichter, Manfred u.v.a.: Mental illness in a representative sample of homeless men in Munich, Germany. Eur Arch Psychiatry Clin Neurosci, 246/1996, 185-196
- Fichter, Manfred/Quadflieg, Norbert: Psychische Erkrankungen bei (vormals obdachlosen) Bewohnern von Heimen des Katholischen Männerfürsorgevereins in München. Eine epidemiologische Studie (Exzerpt der Studie durch Gerd Reifferscheid und Gerald Winkler). München 1998
- Fichter, Manfred/Salkow, Katja/Quadflieg, Norbert/Altmann, Britta: Alkoholismus – das einzige psychische Problem? In: Facetten der Wohnungslosigkeit – zur Gesundheit Wohnungsloser. Bielefeld 2000, 8 - 31
- Fichter, Manfred u.a.: Psychische Erkrankungen bei obdachlosen Männern und Frauen in München (Arbeitsbericht) 1996
- Fichtner, Jörg: Über Männer und Verhütung. Der Sinn kontrazeptiver Praxis für Partnerschaftsstile und Kontrazeption. Münster 1999
- Fichtner, Jörg/Helfferich, Cornelia: Wessen Job sind Genderfragen? Möglichkeiten der Integration von Geschlechteraspekten und Lebensplanung in die betriebliche Fort- und Ausbildung. Wissenschaftlicher Abschlussbericht der Begleitforschung des Modellprojektes „Integration der Familienplanung in die betriebliche Fort- und Ausbildung“. 2001
- Flick, Uwe: Qualitative Forschung. Theorie, Methode, Anwendung in Psychologie und Sozialwissenschaften. Reinbeck bei Hamburg 1995.
- Flick, Uwe/von Kardorff, Ernst/Keupp, Heiner/Wolff, Stephan/Rosenstiel, Lutz: Handbuch Qualitative Sozialforschung. München 1995
- Foucault, Michel: Andere Räume. In: M. Wentz (Hrsg.): *Stadt-Räume*. Frankfurt a.M. 1991, 65-72
- Franzkowiak, Peter/Helfferich, Cornelia/Weise, Eva: Geschlechtsbezogene Suchtprävention: Praxisansätze – Theorieentwicklung- Definitionen. Abschlußbericht eines Forschungsprojekts im Auftrag der BZgA. Köln 1997

- Franzkowiak, Peter: Risikoverhalten und Gesundheitsbewusstsein bei Jugendlichen. Berlin 1986
- Frerichs, Petra/Steinrücke, Margareta: Frauen im sozialen Raum: Offene Forschungsprobleme bei der Bestimmung ihrer Klassenposition. In: Frerichs, Petra/Steinrücke, Margareta (Hrsg.): Soziale Ungleichheit und Geschlechterverhältnisse. Opladen 1993, 191-205
- Frerichs, Petra/Steinrücke, Margareta: Kochen – ein männliches Spiel. Die Küche als geschlechts- und klassenstrukturierter Raum. In: Dölling, Irene/Krais, Beate (Hrsg.): Ein alltägliches Spiel: Geschlechterkonstruktion in der sozialen Praxis. Frankfurt a. M. 1997, 231-258
- Frey, Regina: Gender im Mainstreaming: Geschlechtertheorie und -praxis im internationalen Diskurs. Berlin 2003
- Friebel, Harry: Der Mann als Bettler. Opladen 1995
- Foucault, Michele: Sexualität und Wahrheit, Bd. 1. Frankfurt a. M. 1986
- Garfinkel, Harrold: Studies in Ethnomethodology. 1967 Engelwood Cliffs.
- Geden, Oliver/Moes, Johannes: Idealtypen. Ein Beitrag zur reflexiven Männlichkeitsforschung. Potsdamer Studien zur Frauen- und Geschlechterforschung: Männlichkeit – the Dark Continent (?), 4, 1+2/2000, 140-153
- Geiger, Manfred/Steinert, Erika unter Mitarbeit von Schweizer, Carola: Alleinstehende Frauen ohne Wohnung. Soziale Hintergründe, Lebensmilieus, Bewältigungsstrategien, Hilfeangebote. Schriftenreihe des Bundesministers für Frauen und Jugend, Band 5. Stuttgart/Berlin/Köln 1991
- Gerhard, Ute: Sozialpolitik auf Kosten der Frauen. In: Heinze, Rolf G. u.a. (Hg): 1987: Sozialstaat 2000. Bonn 1987
- Gerhard, Ute: Differenz und Vielfalt - Die Diskurse in der Frauenforschung. Zeitschrift für Frauenforschung 11/1993, 10-21
- Gerhardt, Ute: Typenbildung. In: Uwe Flick u.a. (Hrsg.): Handbuch qualitativer Sozialforschung. München 1995, 435-439
- Gildemeister, Regine/Wetterer, Angelika: Wie Geschlechter gemacht werden. Die soziale Konstruktion der Zweigeschlechtlichkeit und ihre Reifizierung in der Frauenforschung. In: Knapp, Gudrun-Axeli/Wetterer, Angelika (Hrsg.): TraditionenBrüche. Entwicklungen feministischer Theorie. Freiburg 1992
- Glaser, Bernhard/Strauss, Amselein: Die Entdeckung einer gegenstandsbezogenen Theorie einer Grundstrategie qualitativer Sozialforschung. In: Hopf, Christel/Weingarten, Elmar (Hrsg.): Qualitative Sozialforschung. Stuttgart 1979, 91-111
- Glatzer, Wolfgang/Hübiger, Werner: Lebenslagen und Armut. In: Döring, Dieter/Hanesch, Walter/Huster, Ernst-Ulrich (Hrsg.): Armut und Wohlstand. Frankfurt a. M. 1990
- GFS: Alleinstehende wohnungslose Männer in München. Ergebnisse einer Strukturuntersuchung. (Forschungsbericht). Sozialreferat der Landeshauptstadt . München 1989

- GFS: Niedrigschwellige Angebote für Alleinstehende Wohnungslose. Ergebnisse einer empirischen Untersuchung. Sozialreferat der Landeshauptstadt. München 1998
- Golden, Stephanie (1992): *The Women outside. Meanings and Myths of Homelessness.* University of California Press. Berkeley Los Angeles Oxford 1992
- Gosdschan, Siegfried/Keck, Frida/Liedholz, Ulrich/Nägele, Albert: Alkohol und Wohnungslosigkeit. Materialien zur Wohnungslosenhilfe 52. Bielefeld 2002
- Gossner Mission in Mainz: epd-Dokumentation Nr. 14/99. Frankfurt a. M. 1999
- Griese, Karl: *Obdachlosenasyll: Beobachtungen in einem Wohnheim für obdachlose Männer.* Berlin 2000
- Großkopf, Helga: Bedingungen und Verlauf des Berufs- und Arbeitsbereiches und die Auswirkungen auf Nichtsesshaftigkeit. In: Albrecht, Günter/Specht, Thomas/Goergen, Guido/Großkopf, Helga (Hrsg.): *Lebensläufe: Von der Armut zur Nichtsesshaftigkeit oder wie man „Nichtsesshafte“ macht.* Bielefeld 1990, 355-478
- Grote, Hugo: Wer im modernen Schuldturm sitzt, haftet sein Leben lang. Auch das von der Bundesregierung geplante Verbraucher-Konkursrecht erlaubt keinen Neuanfang. *Frankfurter Rundschau* v. 25. September 1993
- GSF: Ausführliche Vorhabensbeschreibung der Teiluntersuchung „Wohnungsnotfälle und Wohnungslose: Zielgruppen- und Bedarfsforschung für eine integrative Wohnungs- und Sozialpolitik“ (Projektantrag). Frankfurt a. M. 2001
- Gürlet, Ulrike: Lebenssituation alleinstehender wohnungsloser Frauen. Vergleich verschiedener Konzeptionen in Bezug auf sozialarbeiterisches Handeln. Diplomarbeit Darmstadt 1991
- Hagemann-White, Carol: Die Konstrukteure des Geschlechts auf frischer Tat ertappen. *Methodische Konsequenzen einer theoretischen Einsicht.* *Feministische Studien* 11/ 1993, 68-79
- Heinze, Rolf G. u.a. (Hg): *Sozialstaat 2000.* Bonn 1987
- Helfferrich, Cornelia: *Jugend, Körper und Geschlecht.* Opladen 1994
- Helfferrich, Cornelia/Franzkowiak, Peter: Praxis und Theorie der geschlechtsbezogenen Suchprävention. *Präventin*, 3/1997, 74- 76
- Helfferrich, Cornelia/Hägele, Angelika/Heneka, Alex: Wohnen ohne „dritte Haut“: Wohnungslose Frauen, ihre kognitiven Repräsentationen von Raum und ihre kollektiven Taktiken, Wohnen herzustellen. *Zeitschrift für Frauenforschung und Geschlechterstudien* Jg. 18, Heft 3/2000, 74-96
- Helfferrich, Cornelia/Hägele, Angelika/Hendel-Kramer, Anneliese/Heneka, Alexandra: Was brauchen wohnungslose Frauen? Alltagsbewältigung, Raumerfahrung und Versorgungsangebote aus Sicht wohnungsloser Frauen. Eine qualitative Erhebung in Verbindung mit einer wissenschaftlichen Begleitung eines neu eingerichteten frauenspezifischen Versorgungsangebotes in Freiburg i. Br. (Forschungsbericht) 2000
- Henkel, Dieter: „Die Trunksucht ist die Mutter der Armut“ – zum immer wieder fehlgedeuteten Zusammenhang von Alkohol und Armut in Deutschland vom Beginn des 19. Jahrhunderts bis zur Gegenwart. In: Dieter Henkel (Hrsg.): *Sucht und Armut: Alkohol, Tabak, illegale Drogen.* Opladen 1998, 13-79

- Henschel, Angelika (Hg): Obdachlosigkeit und Wohnungsnot unter weiblichem Blickwinkel. Dokumentation der Evangelischen Akademie Nordelbien, Band 20. Bad Segeberg 1992
- Hollstein, Walter: Männlichkeit und Gesundheit. In: Elmar Brähler/Hildegard Felder (Hrsg.): Weiblichkeit, Männlichkeit und Gesundheit: Medizinpsychologische und psychosomatische Untersuchungen. Opladen 1992, 64-75
- Hollstein, Walter: Traditionelle Männlichkeit als Gesundheitsrisiko. *Mabuse*, 125/2000, 30-35
- Holtmannspötter, Heinrich: Nichtseßhaftigkeit. In: *Fachlexikon Der Sozialen Arbeit* 1993, S. 673 ff
- Hurrelmann, Klaus: Männergesundheit – Frauengesundheit: Warum fällt die Lebenserwartung von Männern immer stärker hinter die von Frauen zurück? In: Haase, Andreas/Jösting, Nils/Mücke, Kay/Vetter, Detlef (Hrsg.): Auf und Nieder: Aspekte männlicher Gesundheit und Sexualität. Tübingen 1996, 165-178
- Institut für Therapieforchung: Jahresauswertung EBIS: Tabellenband. München 2002
- Institut Wohnen und Umwelt et al.: Verbessertes Grundlagenwissen als Voraussetzung zur Bekämpfung von Wohnungsnot – das Programm des Forschungsverbundes „Wohnungslosigkeit und Hilfen und Wohnungsnotfällen“. *wohnungslos* 4/2002, 138-149
- ISL – Institut für Sozialberichterstattung und Lebenslagenforschung: *Menschen in extremer Armut*. Zwischenbericht im Auftrag des BMAS. 2002
- Kaufmann, Michael: Die Konstruktion von Männlichkeit und die Triade männlicher Gewalt. In: *BauSteineMänner* (Hrsg.): Kritische Männerforschung: Neue Ansätze in der Geschlechtertheorie. Berlin 1996, 138-171
- Kellinghaus, Christoph/Ekelmann, Bernd/Ohrmann, Patricia/Reker, Thomas: Wohnungslos und psychisch krank – Überblick über den Forschungsstand und eigene Ergebnisse zu einer doppelt benachteiligten Randgruppe. In: Ohne Herausgeber: *Facetten der Wohnungslosigkeit – zur Gesundheit Wohnungsloser*. Bielefeld 2000, 3 –69
- Kersten, Jochim: Feindbildkonstruktionen, Konfrontation und Konflikt als Darstellung von sozialer Geschlechtszugehörigkeit. *Widersprüche*, 56/57/1995, 103-118
- Kessler, Suzanne/McKenna, Wendy: *Gender: An Ethnomethodological Approach*. New York 1978
- Klaus, Elisabeth: *Kommunikationswissenschaftliche Geschlechterforschung. Zur Bedeutung der Frauen in Massenmedien und Journalismus*. Opladen 1998
- Knab, Maria: *Wege aus gesellschaftlicher Marginalisierung. Entwicklung einer lebenslagenorientierten Perspektive sozialpädagogischer Frauenforschung (Dissertation)*. Tübingen 1998
- Kolip, Petra: „Gesundheit ist, wenn ich mich wohl fühle“: Ergebnisse qualitativer Interviews zu Gesundheitsdefinitionen junger Frauen und Männer. In: Petra Kolip (Hrsg.): *Lebenslust und Wohlbefinden. Beiträge zur geschlechtsspezifischen Jugendgesundheitsforschung*. Weinheim 1994, 139-192

- Kruse, Andreas/Schmidt, Eric/Maier, Gabriele/Pfendtner, Guido/Schulz-Niewandt, Guido: Der alte Mann – körperliche, psychische und soziale Aspekte geschlechtsspezifischer Entwicklung. In: Brähler, Elmar/Kupfer, Jörg (Hrsg.): Mann und Medizin. Jahrbuch der Medizinischen Psychologie 19. Göttingen 2001, 34-53
- Kunstmann, Wilfried: Psychische Erkrankungen von wohnungslosen Männern und Frauen – eine kritische Analyse aktueller Forschung. Landesvereinigung für Gesundheit Niedersachsen e.V. (Hrsg.): Leben auf der Straße. Zur gesundheitlichen Lage von Frauen und Männern, Mädchen und Jungen, deren Lebensmittelpunkt die Straße ist. Hannover 2000, 7-16
- Lamnek, Siegfried: Qualitative Sozialforschung Band 1 und 2, Weinheim 1995
- Lang., Ralf: Männer – Macht – Management.: Zur sozialen Konstruktion hegemonialer Männlichkeit im Management von Organisationen. Widersprüche, 67/1998, 7-26
- Lenz, Hans-Joachim: Spirale der Gewalt: Jungen und Männer als Opfer von Gewalt. Berlin 1996
- Lenz, Hans-Joachim: Männer als Opfer. Mabuse 125/2000, 46-50
- Lenz, Hans Joachim: Gender Mainstreaming in der Gewaltdebatte. Männer: Täter - Opfer - Kooperationspartner. In:Frauenhauskoordinierung e.V. (Hrsg.): Dokumentation des 5. Fachforums Frauenhausarbeit. Frankfurt 2004, 92-99
- Liebau, Eckart: Habitus, Lebenslage und Geschlecht: Über Sozioanalyse und Geschlechtersozialisation. In: Tillmann, Klaus-Jürgen (Hrsg.): Jugend weiblich - Jugend männlich. Opladen 1992, 134-148
- Liga Fachtagung: "Hilfen für Alleinstehende Wohnungslose". Dokumentation der Fachtagung der Liga der Spitzenverbände der freien Wohlfahrtspflege im Lande Rheinland-Pfalz v. 17. 11. 1992, herausgegeben vom Diakonischen Werk der Evangelischen Kirche im Rheinland, Verbindungsstelle Rheinland-Pfalz. Vorabdruck 1993
- Lutz, Ronald: Weibsbilder: Frauenvorstellungen nichtsesshafter Männer. Frankfurt 1987
- Mannheim, Karl: Wissenssoziologie, 2te Aufl.. Neuwied/Berlin 1970
- May, Michael: Konstruktion von Männlichkeit in unterschiedlichen soziokulturellen Milieus. Widersprüche 56/57/1995, 89-102
- Meuser, Michael/Behnke, Cornelia: Tausend und eine Männlichkeit. Männlichkeitsmuster und sozialstrukturelle Einbindung. Widersprüche 67/1998, 7-26
- Meuser, Michael: Geschlecht und Männlichkeit. Soziologische Theorie und kulturelle Deutungsmuster. Opladen 1998
- Meuser, Michael: Gewalt, hegemoniale Männlichkeit und "doing masculinity". In: Löschper, Gabi/Smaus, Gerlinda (Hrsg.): Das Patriarchat und die Kriminologie. 7. Beiheft des Kriminologischen Journals. Weinheim 1999, 49-65
- Meuser, Michael: "Doing Masculinity". Zur Geschlechtslogik männlichen Gewalthandelns. In: Dackweiler, Regina-Maria/Schäfer, Reinhild (Hrsg.): Gewalt-Verhältnisse. Feministische Perspektiven auf Geschlecht und Gewalt. Frankfurt 2002, 53-78

- Meuser, Michael/Behnke, Cornelia: Tausend und eine Männlichkeit? Männlichkeitsmuster und soziostrukturelle Einbindungen. *Widersprüche* 67/1998, 7-26
- Mies, Maria: Methodische Postulate zur Frauenforschung - dargestellt am Beispiel der Gewalt gegen Frauen. *Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis* 1/1978, 41-63
- Munk, Martin D.: Gender, marginalisation and social exclusion. Background paper for the conference on 26-27 September 2002. Department of Gender Equality. Copenhagen 2002
- Nahnsen, Ingeborg: Bemerkung zum Begriff der Sozialpolitik in den Sozialwissenschaften. In: Osterland 1975
- Nahnsen, Ingeborg: Bemerkungen zum Begriff und zur Geschichte des Arbeitsschutzes. In: Osterland 1975
- Oevermann, Ulrich: Kontroverse über sinnverstehende Soziologie. Einige wiederkehrende Probleme und Missverständnisse in der Rezeption der „objektiven Hermeneutik“. In: Aufenanger, Stefan/Lenssen, Margit (Hrsg.): *Handlung und Sinnstruktur: Bedeutung und Anwendung der objektiven Hermeneutik*. München 1986, 19-84
- Oevermann, Ulrich: Prinzipien der Sequenzanalyse und die Rekonstruktion von geschichtlichen Prozessen. Am Fallbeispiel einer pathologischen Interaktion. Manuskript 1989
- Osterland, Martin (Hrsg.): *Arbeitssituation, Lebenslage und Konfliktpotential*. Frankfurt a. M. 1975
- Pleck, Robert: The male Sex Role. Definitions, Problems and Sources of Change. *Journal of Social Issues* Vol. 32/1976 No.3, 155-64
- Pokora, Felizitas: Lebensstile ohne Frauen: Die Konstruktion von „Geschlecht“ als konstitutives Moment des Lebensstils. In: Dangschat, J./Blasius, J. (Hrsg.): *Lebensstile in den Städten: Konzepte und Methoden*. Opladen 1994, 169-178
- Prenzel, Wolfgang/Strümpel, Bernhard: Eingeschränkte Erwerbsarbeit von Männern, eine ungewöhnliche Statuspassage. In: Behrens, J./Voges, W. (Hrsg.): *Kritische Übergänge: Statuspassagen und sozialpolitische Institutionalisierung*. Frankfurt a. M. 1996, 149- 174
- Romaus, Rolf: Alleinstehende wohnungslose Frauen in München - ausgewählte Ergebnisse einer empirischen Untersuchung. In: *Gefährdetenhilfe* 3/1990, S. 69 - 72
- Romaus, Rolf/Gaupp, Beate: *Psychisch Kranke in der Wohnungslosenhilfe*. Reihe Materialien zur Wohnungslosenhilfe, Heft 54. Bielefeld 2003
- Rüter, Christian: Der konstruierte Leib und die Leibhaftigkeit der Körper: Die Relevanz des Körpers für eine Männer-Forschung. In: *BauSteineMänner* (Hrsg.): *Kritische Männerforschung: Neue Ansätze in der Geschlechtertheorie*. Berlin 1996, 76-107
- Salzwedel, Manuela/Scholz, Sylka: „Diese Aufgabe ist nun mal das Wichtigste was ich mache: der Beruf“. Die Bedeutung der Berufsarbeit für die Männlichkeitskonstruktion ostdeutscher Männer. *Potsdamer Studien zur Frauen- und Geschlechterforschung* 1+2/2000, 22-50

- Schlottmann, Gabriela: „(K)ein Zimmer für mich allein“ Ursachen, Folgen und Bedeutung weiblicher Obdachlosigkeit. In: Henschel, Angelika (Hg) 1992
- Schlottmann, Gabi: Obdachlose Frauen. Interview in: Springer, Astrid: Funkfeature. Sendetermin 7. 10. 1992
- Schnack, Dieter/Gesterkamp, Thomas: Hauptsache Arbeit? Männer zwischen Beruf und Familie. Reinbek 1998
- Scholz, Sylka: Männlichkeit(en) erforschen. Eine Einführung in das Lehrforschungsprojekt. Potsdamer Studien zur Frauen- und Geschlechterforschung: Männlichkeit – the Dark Continent 1+2/2000, 6-21
- Schöttler, Gabriele: Europa ein Herrenhaus? Die europäische Gleichstellungspolitik und die alltägliche Diskriminierung von Frauen in der Praxis. Frankfurter Rundschau v. 28. 5. 1999
- Schroeder, Joachim: Ungleiche Brüder: Männerforschung im Kontext sozialer Benachteiligung. In: BauSteineMänner (Hrsg.): Kritische Männerforschung: Neue Ansätze in der Geschlechtertheorie. Berlin 1996, 300-326
- Schütze, Fritz: Narrative Repräsentationen kollektiver Schicksalsbetroffenheit. In: Erich Lämmer (Hrsg.): Erzählforschung. Stuttgart 1982, 568-590
- Sellach, Brigitte: Sparen in der Sozialpolitik - ein sicherer Weg zur Kostensteigerung. Unveröffentlichtes Manuskript. Frankfurt 1993
- Sellach, Brigitte: Armut - Wohnungsnot - Gewalt. Forderungen an eine neue Sozialpolitik für Frauen. In: Zeitschrift Für Frauenforschung, herausgegeben vom Forschungsinstitut Frau und Gesellschaft Hannover, 13. Jahrgang 1995, Heft 1 + 2, S. 70ff
- Sellach, Brigitte: Qualitätsstandards in der Wohnungslosenhilfe für Frauen aus der Perspektive der Frauenforschung. In: wohnungslos Jg. 40, 2/1998, S. 58-62
- Sellach, Brigitte: Barrieren überwinden: Situation von Mädchen und Frauen mit Behinderung in Schleswig-Holstein. Herausgegeben vom Ministerium für Frauen, Jugend, Wohnungs- und Städtebau des Landes Schleswig-Holstein. Kiel 1999
- Sieverding, Monika: Weiblichkeit – Männlichkeit und psychische Gesundheit. In: Brähler, Elmar/Felder, Hildegard (Hrsg.): Weiblichkeit, Männlichkeit und Gesundheit. Opladen 1999, 31 – 57
- Specht, Thomas: Partnerschaft, Liebe und Sexualität – intime Beziehungen als Problem wohnungsloser Männer und der Hilfe. In: Gefährdetenhilfe, 30/1988/4, 103-106
- Specht-Kittler, Thomas: Obdachlosigkeit in der Bundesrepublik Deutschland. In: DAS Parlament. Beilage B 49/92 v. 27. November 1992
- Specht-Kittler, Thomas: Wohnungslosenhilfe in der Krise. Neue Herausforderungen und die Suche nach Antworten auf dem Weg ins 21. Jahrhundert. In: wohnungslos, Jg. 39, 4/1997, 145-154
- Springer, Astrid: Obdachlose Frauen. Funkfeature. Sendetermin 7. 10. 92

- Steinert, Erika: Erscheinungsformen und Ausmaß der Wohnungslosigkeit alleinstehender Frauen, Ursachen und Wege in die Wohnungslosigkeit. In: Geiger, Manfred/Steinert, Erika unter Mitarbeit von Schweizer, Carola. 1991
- Steinert, Erika: Wohnungslose Frauen im Spiegel des Selbst: Problemgenese des Wohnungsverlustes, soziale Orientierungen und Bewältigungsstrategien. In: Geiger, Manfred/Steinert, Erika unter Mitarbeit von Carola Schweizer. 1991
- Strauss, Anselm/Corbin, Juliet: Basics of Qualitative Research, London/New Delhi 1998
- Trio Virilent: Kann man Männer beraten? Bedingungen niedrigschwelliger psychosozialer Beratung. In: BauSteineMänner (Hrsg.): Kritische Männerforschung: Neue Ansätze in der Geschlechtertheorie. Berlin 1996, 249-282
- Vascovics, Laszlo A./Rost, Harald: Väter und Erziehungsurlaub. Stuttgart 1999
- Voges, Wolfgang/Jürgens, Olaf/Meyer, Eike/Sommer, Thorsten: Methoden und Grundlagen des Lebenslagenansatzes. 1. Zwischenbericht im Bundesministerium für Arbeit und Sozialordnung. (Forschungsbericht) 2001
- Walter, Willi: Gender, Geschlecht und Männerforschung. In: von Braun, Christina/Stefan, Inge (Hrsg.): Gender-Studien: eine Einführung. Stuttgart 2000, 97-115
- Weisser, Gerhard: „Sozialpolitik“. In: Aufgaben Deutscher Forschung, Bd. 1: Geisteswissenschaften, 2. Aufl., Köln/Opladen 1956
- Wessel, Theo: Gesundheitsrisiken bei Männern durch Suchtmittelkonsum und süchtiges Verhalten. In: Haase, Andreas/Jösting, Nils/Mücke, Kay/Vetter, Detlef (Hrsg.): Auf und Nieder: Aspekte männlicher Gesundheit und Sexualität. Tübingen 1996, 197-213
- Wessel, Theo: Im Bermuda-Dreieck: Patienten zwischen Psychiatrie, Obdachlosenhilfe und Suchtkrankenhilfe. In: Institut für kommunale Psychiatrie (Hrsg.): Auf die Straße entlassen: Obdachlos und psychisch krank. Bonn 1996, 77-94
- Wiedemann, Peter: Gegenstandsnahe Theoriebildung. In: Flick, Uwe/von Kardorff, Ernst/Keup, Heider/Wolff, Stephan/von Rosenstiel, Lutz: Handbuch Qualitative Sozialforschung. München 1995
- Winter, Reinhard: No risk - no fun? Jungensozialisation, Gesundheitsprobleme und „präventive Jungenarbeit“. In: Kolip, Petra (Hrsg.): Lebenslust und Wohlbefinden. Beiträge zur geschlechtsspezifischen Jugendgesundheitsforschung. Weinheim 1994, 193-219
- Wohlrab-Sahr, Monika: Empathie als methodisches Prinzip? Entdifferenzierung und Reflexionsverlust als problematisches Erbe der „methodischen Postulate der Frauenforschung“. Feministische Studien Jg. 11 Heft 2/1993, 128-139
- Wolfersdorf, Manfred: Mann und Suizid. In: Brähler, Elmar/Kupfer, Jörg (Hrsg.): Mann und Medizin. Jahrbuch der Medizinischen Psychologie 19. Göttingen 2001, 90-108
- Zentraleinrichtung zur Förderung der Frauenstudien und Frauenforschung an der Universität Bremen: Methoden der Frauenforschung. Frankfurt 1984